

Harald Schmitt



AUF DEN PUNKT

33 Jahre als Fotoreporter für den **stern**



hbau - am 14.07.2007



BIOETHANOL - Herstellung in Brasilien 2006



Schule in der Nähe von Altona / Papua-Neuguinea



19 SPD E
PREPARING FOR TOUR DE FRANCE



2008



1975

1979



Erich Honecker bei seinem Staatsbesuch in Sambia.

2001



1991



Tom JONES - walisischer Sänger - im "Hotel in der Park" kurz vor seinem Auftritt in London (1991)



Steno 888 St. Anstalt mit Begleiter



Dirk Nowitzki - Beijing

1996



Dieter BOHLEN - als Komponist - in seinem Arbeitszimmer in seinem Haus in Stöcken



Sport in Seoul Oktober 1988



POKAL, OLYMPIADE
Sieg: POKAL, Sieg von Neuenhaus



HOUSE OF THE ARTS

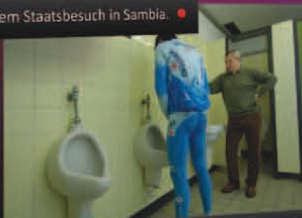
1974



Jessie Arnott



ancia - Louis Vuitton Cup Act 12
Alighi" und "Luna Rossa



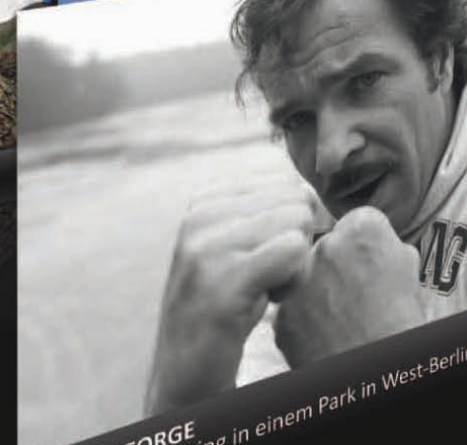
Vorbereitung auf die Tour de France

2002



Getriebewagen Porsche Cayenne
im Südtirol der USA

1984



GEORGE
Harrison in einem Park in West-Berlin

2007



Winter Olymischer
in Peking 2008

2008



Usain Bolt - 100m Finale



in Car Chevrolet 47MC Fleetline.

EXCURSIONEN 2 LINE Linien

AUF DEN PUNKT

33 Jahre als Fotoreporter für den *stern*

Harald Schmitt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Informationen in diesem Produkt werden ohne Rücksicht auf einen eventuellen Patentschutz veröffentlicht. Warennamen werden ohne Gewährleistung der freien Verwendbarkeit benutzt. Bei der Zusammenstellung von Texten und Abbildungen wurde mit größter Sorgfalt vorgegangen. Trotzdem können Fehler nicht vollständig ausgeschlossen werden. Verlag, Herausgeber und Autoren können für fehlerhafte Angaben und deren Folgen weder eine juristische Verantwortung noch irgendeine Haftung übernehmen. Für Verbesserungsvorschläge und Hinweise auf Fehler sind Verlag und Herausgeber dankbar.

Fast alle Hardware- und Softwarebezeichnungen und weitere Stichworte und sonstige Angaben, die in diesem Buch verwendet werden, sind als eingetragene Marken geschützt. Da es nicht möglich ist, in allen Fällen zeitnah zu ermitteln, ob ein Markenschutz besteht, wird das ®-Symbol in diesem Buch nicht verwendet.

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Buches darf ohne Erlaubnis der Pearson Education Inc. in fotomechanischer oder elektronischer Form reproduziert oder gespeichert werden.

10 9 8 7 6 5 4 3 2 1

13 12 11

ISBN 978-3-8273-3026-0

© 2011 Addison-Wesley Verlag,
ein Imprint der PEARSON EDUCATION DEUTSCHLAND GmbH,
Martin-Kollar-Str. 10-12, 81829 München/Germany
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Kristine Kamm, kkamm@pearson.de; Dorothea Krist, dkrist@pearson.de
Korrektorat: Peter Bier, Hamburg
Herstellung: Claudia Bäurle, cbaeurle@pearson.de
Satz: Ulrich Borstelmann, Dortmund (www.borstelmann.de)
Einbandgestaltung: Marco Lindenbeck, webwo GmbH, mlindenbeck@webwo.de
Druck und Verarbeitung: Firmengruppe APPL, aprinta-druck, Wemding
Printed in Germany

*Für meine Frau Annette,
für Rolf Gillhausen und Sven Simon*

»Ein gutes Foto entsteht zuerst im Herzen und im Kopf, erst danach auf Zelluloid oder Chip.«

Harald Schmitt

Joel Mueller, ein arbeitslos gewordener ehemaliger Zuckerrohrschneider, hat mit Freunden Land besetzt. Dieses wurde ihnen von der Regierung zugesprochen. Heute bestellen sie auf ihrer Fazenda da Barra im Norden Brasiliens ihren eigenen Acker (2006)





Inhaltsverzeichnis

Vorwort von Yasuo Baba, Nikon Professional Service Manager	8
---	----------

Kapitel 1	
Die goldenen Jahre des Magazin-Journalismus.	13
Gill und Die Macht der Bilder	

Kapitel 2	
Zur richtigen Zeit am richtigen Ort – aber wie?	31
Wenn Reportagen zu Entdeckungsreisen werden	

Kapitel 3	
So haben wir den noch nie gesehen	69
Über Porträts. Und solche, die man nicht vergisst	

Kapitel 4	
Kleine Menschen, große Töne	99
Unterwegs zu den Pygmäen	

Kapitel 5	
Einer gegen alle anderen.	125
Sportfotografie ist auch ein Wettkampf	

Kapitel 6	
Gelobt sei, was anmacht	159
Die schwierige Formensprache der Autofotografie	

Kapitel 7	
Agent Orange und die Kinder aus Vietnam	193
Erst Mensch, dann Fotograf	

Kapitel 8**Auf den Punkt! 209**

Über das Denken in Doppelseiten

Kapitel 9**Mitgefangen, mitgehungen 229**

Was Professionalität mit Gewissen zu tun hat

Kapitel 10**Immer in tragender Rolle: der Fotograf 249**

Wie man auf Reportage perfekt ausgerüstet ist

Kapitel 11**Im Paragrafendschungel 267**

Die Tücken im Persönlichkeits- und Urheberrecht

Kapitel 12**Goldgräber am Amazonas 273**

Was ist ein Leben wert?

Kapitel 13**World Press Photo Award 287**

In einer Sekunde entscheidet sich alles

Kapitel 14**Der schönste Beruf der Welt 299**

... und seine unvermeidlichen Nachteile

Vorwort

Als Verantwortlicher des Nikon Professional Services habe ich das Glück, weltweit die besten Fotografen kennenlernen zu dürfen. Es sind außergewöhnliche Fotografen, die einen innovativen und unverwechselbaren Stil kreieren. Durch ihre Kreativität üben sie immer wieder einen großen Einfluss auf die Stilrichtung der Fotografie aus.

Harald Schmitt ist ein solcher Fotograf. Er ist nicht nur auf ein Gebiet spezialisiert, sondern gehört zu den bemerkenswerten Fotografen, die in nahezu allen Bereichen der Fotografie zu Hause sind. Sei es in der Sportfotografie, Dokumentation/Reportage, Architektur, Autofotografie oder der Porträtfotografie. Egal in welchem Metier, Harald Schmitt produziert Fotografien, die unverwechselbar und spannend sind und darüber hinaus eine Geschichte erzählen.

Er gehört als einer der letzten fest angestellten *stern*-Fotografen und als sechsmaliger World-Press-Award-Gewinner, der über 120 Länder besucht hat, zweifelsfrei zu den Ikonen der Fotografie. Spektakuläre Aufnahmen, wie die des Studentenaufstandes auf dem Tiananmen-Platz oder das mit dem World Press Award gekrönte Porträt von Jassir Arafat, haben ihn weltweit bekannt gemacht.

Was Harald Schmitt von den anderen international bekannten Fotografen zusätzlich unterscheidet, ist die Tatsache, dass er in der Lage ist, durch unkonventionelle Methoden und durch seine schier nie versiegende Kreativität auch dann ein spannendes Bild zu machen, wenn es überhaupt kein interessantes Motiv zu fotografieren gibt.

Was ist sein Geheimnis, nach vierzig Berufsjahren auch heute noch unentwegt außergewöhnliche Bilder zu produzieren?

Nun, er kennt sich erstens perfekt mit den Gesetzen der Blende und Verschlusszeiten sowie mit den optischen Eigenschaften der Objektive von Weitwinkel- bis Super-Teleobjektiven aus. Zweitens beherrscht er

die Lichtsetzung wie nur sehr wenige Fotografen. Drittens hat er immer einen sehr guten Riecher, im richtigen Moment auf den Auslöser zu drücken.

Er ist aufgeschlossen gegenüber neuen Technologien und probiert sie so lange aus, bis er sie perfekt beherrscht und sein neues Wissen mit der klassischen Fotografie kombiniert.

All diese Dinge kann man sich vielleicht durch jahrelanges Üben aneignen, jedoch wird man immer noch nicht in der Lage sein, die Bilder zu schießen, die Harald Schmitt immer wieder mit nach Hause bringt.

Eine große Rolle spielt natürlich seine vierzigjährige Erfahrung als internationaler Berufsfotograf, die es ihm ermöglicht, aus seinem gigantischen Erfahrungsschatz zu schöpfen.

Sein eigentliches Geheimnis besteht jedoch nicht aus all den Dingen, die ich oben aufgezählt habe. Diese Eigenschaften haben die meisten international erfolgreichen Fotografen gemeinsam. Trotzdem werden Sie einen Unterschied in den Bildern von Harald Schmitt zu anderen international bekannten Fotografen sehen. Es ist sehr subtil, sodass Sie es vielleicht erst auf den zweiten Blick erkennen werden.

Wenn Sie die Bilder in diesem Buch betrachten, werden Sie mir ohne Zweifel zustimmen, dass alle interessant und spannend sind. Auf den zweiten Blick werden Sie jedoch entdecken, dass die von Harald Schmitt abgelichteten Menschen ihn sogar in den intimsten Momenten nicht als Fremdkörper wahrnehmen. Und genau das macht seine Bilder so einzigartig. Denn hinter außergewöhnlichen Bildern steht ein außergewöhnlicher Fotograf. Und hinter einem außergewöhnlichen Fotografen steht eine außergewöhnliche Persönlichkeit.

Ich hatte das Vergnügen, Harald Schmitt vor acht Jahren kennenzulernen. Er begegnet den Menschen mit Neugierde und Offenheit, aber auch mit Respekt, die Welt des anderen auch dann zu akzeptieren, wenn diese noch so abstrus und fremd erscheinen mag oder sich nicht mit sei-

ner Weltanschauung deckt. Er hat die Gabe, seinen Gesprächspartnern für einen Moment das Gefühl zu geben, dass er oder sie die wichtigste Person der Welt ist. Trotz seiner Erfolge ist er bescheiden und bodenständig geblieben.

Er lächelt immer freundlich, ist immer entspannt und gelassen. Wenn es sich um das Thema Fotografie handelt, ändert sich hingegen seine Mimik, und er bekommt einen sehr ernsten Blick. Dieser Blick ähnelt dem eines Leistungssportlers, der auf den Startschuss wartet, allzeit bereit, seine Leistung explosionsartig abzurufen.

Trotz seines Alters bewegt sich Harald Schmitt wie ein Mann in den Zwanzigern und nimmt jede Mühe für seine Fotografie in Kauf, die kein Durchschnittsbürger auf sich nehmen würde. Auch nach vierzig Berufsjahren reist er um die halbe Welt, isst und schläft wenig – nur um die Momente festzuhalten, die Sie all die Jahre im *stern* bewundern konnten.

Ich wünsche Ihnen viel Freude und Spaß mit den Geschichten und Bildern von Harald Schmitt und bin mir sicher, dass Sie meine Begeisterung teilen werden.

Yasuo Baba
Nikon Professional Service Manager



*Buddhismus in Myanmar, dem früheren Birma:
Der Puppenspieler Zawgi Byan hält seine Gebetskette (2004).*



Kapitel 1

Die goldenen Jahre des Magazin- Journalismus

Gill und Die Macht der Bilder

*Berlin-Kreuzberg: Tanz der Derwische
bei einer Feier der Grauen Wölfe, einer
Vereinigung nationalistischer Türken
(1979).*



Diese Geschichte erzählt von einem Mann und einer Zeit, wie es sie leider nicht mehr geben wird.

Rolf Gillhausen, von allen nur Gill genannt, geboren 1922 in Köln, war gelernter Werkzeugmacher. Er kaufte sich eine Leica, begann zu fotografieren, ohne Vorkenntnisse zu haben, arbeitete bei der Agentur Associated Press, wechselte zum *stern*, machte 1956 Reportagen vom Ungarn-Aufstand, wurde stellvertretender Chefredakteur des Magazins. Er gründete 1975 die Zeitschrift GEO, übernahm zu Beginn auch deren Chefredaktion und pendelte viele Monate zwischen *stern* und GEO hin und her. Es war ein Tempo und ein Pensum, bei dem niemand mithalten konnte. Später wurde er einer von drei *stern*-Chefredakteuren. Er schied 1984 aus dem Verlag aus und ist im Jahr 2004 in Hamburg gestorben.

Henri Nannen, legendärer Chefredakteur des *stern*, hat Gills Talent sehr früh erkannt und genutzt. Gillhausen kehrte von Reportagen zurück und hatte auf einem Zettel das Layout seiner Geschichte schon fertig gescribbelt – lange Strecken mit Doppelseiten, für die er berühmt wurde –, noch bevor seine Filme entwickelt waren und er die Aufnahmen zeigen konnte.

Er führte sich nie wie ein Artdirector auf, trug weder Pferdeschwanz noch Schwarz, wie es unter Kreativen üblich wurde. Die Namen der allermeisten Schriftarten waren für ihn böhmische Dörfer. Seinen Ruf und das internationale Ansehen als Blattmacher erwarb er sich, weil er entscheidend zu dem beitrug, was den *stern* groß, unverwechselbar und einflussreich machte: Das Magazin wurde von den meisten Lesern nicht wegen seiner Texte gelobt, sondern wegen seiner eindringlichen, bewegenden Fotoreportagen, für die Gill verantwortlich war. Sehr früh hatte er selbstkritisch erkannt, dass andere Fotografen besser waren als er selbst.

Große, randabfallende Doppelseiten wurden sein Markenzeichen. Er war neugierig auf ungewöhnliche Menschen und Geschichten. Nur leichtgläubig oder naiv, das war er nie. Wer ihn gewinnen, überzeugen wollte, musste sich auf Streit, Widerspruch und eine Menge Fragen gefasst machen. Er war kein Mann für laue Bilder, Ideen oder Kompromisse. Gill hat nie geheiratet. Keine Zeit. Das Magazin war ihm wichtiger.

Er holte sich die besten Fotografen. Als er kam, gab es nur drei. 1983 waren wir dann 23 fest angestellte Fotoreporter beim *stern*. Gill verpflichtete Bob Lebeck, Fred Ihr, Thomas Höpker, Stefan Moses, Max Scheler, Volker Hinz. Wir bildeten so etwas wie die Foto-Nationalmannschaft. Einige trieben ihre Gehälter in die Höhe, indem sie häufiger mal wechselten, von der Bunken zur Quick, zu Kristall, zur Revue und schließlich wieder zum *stern*. Junge Fotografen, die Gill in anderen Blättern oder bei Agenturen aufgefallen waren, rief er nach Hamburg. So kam ich 1977 zum *stern*.

Was aufregende Bilder und Ideen zu Geschichten betraf, konnte Gill wie besessen sein. Für ihn zählten nur die besten Fotos, egal was es kostete. So spürte er etwa Bob Lebeck auf, als der in Asien Urlaub machte. Er sollte sofort nach Birma fliegen und dort Frauen fotografieren, die angeblich ihre Zähne spitz zufeilen ließen. Gill hatte das irgendwo gelesen und verlangte das Foto, als Beweis. Es erschien kurz darauf tatsächlich im Blatt – in der Größe einer Briefmarke. Mich wollte er einmal aus dem Urlaub im Westen Kanadas zurückrufen, um für zwei Tage nach Pößneck in Thüringen zu fahren. Von dort waren im September 1979 zwei Familien in einem selbst gebauten Heißluftballon aus der DDR nach Bayern geflohen. Am Telefon konnte ich ihm berichten, dass ich kurz vor dem Ereignis zufällig in Pößneck gewesen war und die Fotos über die Stadt bereits vorlagen. Ich konnte meinen Urlaub fortsetzen.

Auch wenn Gill manchmal das Geld – in seinen eigenen Worten »wie Prinz Karneval« – aus dem Fenster warf: Es kam zur Tür doppelt und dreifach wieder herein. Das Magazin war enorm erfolgreich. Anzeigen und Heftumfänge wuchsen ständig, während viele Konkurrenzblätter eingingen.

Von Rolf Gillhausen konnte ich, nach meiner Zeit bei Sven Simon (Axel Springer jun.), eine Menge lernen. Ich erinnere mich noch genau an meine erste eigene Farbreportage. Wir fotografierten damals fast ausschließlich in Schwarz-Weiß. Farbe wurde von den Chefredakteuren extra in Auftrag gegeben. Das Thema war Berlin-Kreuzberg. Ein türkischer Fotograf hatte ursprünglich den Auftrag bekommen, wohl in der Hoffnung, er als Türke würde in diese uns schwer zugängliche Szene leichter vordringen. Doch Gill fand das Ergebnis enttäuschend. Nun sollte ich es versuchen.

Es kam der Tag der Entscheidung. Ich hatte meine 400 Fotos auf 120 reduziert. Man traf sich, wie bei Farbgeschichten üblich, in einem kleinen dunklen Vorführraum: der diensthabende Chefredakteur, Gillhausen, ein Layouter, der Ressortleiter des betreuenden Ressorts und der schreibende Kollege. Ich war natürlich nervös. Würde die Geschichte überhaupt gedruckt? Und wenn ja, wie groß? Die Kollegen hatten mich vorgewarnt: Wenn Gill stehen bliebe, sich gar nicht erst hinsetze, sei das ein schlechtes Zeichen. Er könne schnell ungeduldig werden. Gott sei Dank, er saß.

Was aufregende Bilder und
Ideen zu Geschichten betraf,
konnte Gill wie besessen sein.



*Deutsch ist für viele türkische Schulkinder eine Fremdsprache.
Türkenmädchen in einer Schule in Berlin-Kreuzberg (1979).*





Ein Grund zum Feiern: traditionelle Beschneidungsfeier von vermögenden Türken in Berlin-Kreuzberg. Alle haben ihren Spaß, nur die Hauptperson nicht (1979).

Also begann ich mit meiner Geschichte und erzählte, dass es zwischen Türken und Deutschen kaum Kontakt gebe. Ich hatte das Glück, mit meinem schreibenden Kollegen Wolfram Bortfeldt zu einer türkischen Hochzeit eingeladen worden zu sein, ebenso wie deutsche Arbeitskollegen des Paares. Leider saßen, trotz beiderseits guten Willens, Deutsche und Türken getrennt. Kurze Zeit später führte ich das Bild eines jungen türkischen Mädchens vor, das den Kopf vertraut an seine blonde Freundin gelegt hatte. Sofort fuhr Gill dazwischen. Hatte ich nicht gesagt, dass es keine Nähe zwischen Türken und Deutschen gab? Das hier sehe doch wohl anders aus. Ob ich nachgefragt hätte, wollte er wissen. Ob sich vielleicht auch die Eltern gut verstünden, so wie ihre Töchter. Ich schaute Wolfram Bortfeldt hilflos an. Nein, hatte ich nicht. Gill konnte nicht verstehen, dass ich das nicht wusste und nicht nachgehakt hatte. Kurz danach zeigte ich das Bild eines alten Mannes in der Moschee. Gleich kamen Gills Fragen: »Wer kommt eigentlich für die alten Türken auf? Die Bundesregierung, die Stadt, die Familie? Was macht der Mann denn noch außer beten? Was machen überhaupt die Alten?« Ich hatte keine Ahnung. Aber ich habe schnell begriffen: Als *stern*-Fotoreporter musste ich mich selbst darum kümmern, mich kundig machen, durfte mich nicht auf meinen schreibenden Kollegen verlassen und ihm die Schuld geben, wenn ich etwas nicht wusste. Blende 8 und eine 125stel Sekunde, das reichte bei Gill nicht. Wer sich ein Thema suchte, musste sich einlesen, Zusammenhänge verstehen, Hintergründe erkennen. Das wurde von mir erwartet. Darum stand ich als Fotoreporter im Impressum, nicht als Fotograf. Es war eine Lektion, die ich nicht vergessen sollte; und ein Unterschied, auf den ich seither achte.

Freundinnen – ein deutsches und ein türkisches Mädchen in einer Schule in Berlin-Kreuzberg (1979).



Blende 8 und eine 125stel Sekunde,
das reichte bei Gill nicht.





Betende Männer in einer Moschee in Berlin-Kreuzberg (1979).

Gill griff bei der Besprechung damals in den laufenden Projektor, zog ein Dia nach dem anderen heraus und warf sie in die Mitte des Karussells. Da wusste ich: Ich hatte es geschafft. Das waren die Aufnahmen, die er als Doppelseiten schon vor sich sah.

Bevor eine Farbgeschichte in Druck ging, beschaffte er sich wichtige Literatur zum Thema und arbeitete sie durch. Er hatte vor Augen, welche Fotos er dazu in *Life* im Oktober sieben Jahren zuvor gesehen hatte. Prompt ließ er das Heft aus dem Archiv holen. Er irrte sich nur selten leicht in der Ausgabe. Er vergaß nichts. In der Nacht, bevor eine Geschichte abfuhr, schaute er sich die zweite Wahl, also die Restfotos der Fotografen, an. Er wollte bei der Auswahl nichts dem Zufall überlassen. Das Schönste für ihn war, wenn ihm dort noch eine Doppelseite auffiel, die der Fotograf übersehen hatte.

War das Layout beschlossen und hatte Gill, »das Oberauge«, so etwas gesagt wie »Ist ja doch noch ganz gut geworden«, dann wusste jeder, man hatte soeben das höchste Lob erfahren, zu dem Gillhausen fähig war. Entsprachen die Bilder nicht seinen Erwartungen, bekam man ein: »allet Jurken« (alles Gurken) zu hören.





Wir hatten unsere Freiheiten, genau wie die Riege der großen Autoren, der sogenannten Edelfedern. Es gab keine Anwesenheitspflicht in der Redaktion. Und natürlich zählte niemand unsere Arbeitsstunden. Wir wohnten in den besten Hotels, flogen am Anfang First, später Business Class. Im Gegenzug wurde erwartet, dass wir vor allen anderen und mit den besten Fotos herauskamen. Bei diesem Rennen häufig zu verlieren durfte man sich natürlich nicht leisten.

Wir wurden gezielt nach unseren Talenten eingesetzt. Perry Kretz und Jay Ullal fotografierten fast nur in Kriegen und Krisengebieten. Thomas Höpker, Bob Lebeck und Max Scheler die weite Welt. Werner Ebeler war der Spezialist für verdeckte Aufnahmen und Gerichtsreportagen. Mihály Moldvay war jahrzehntelang in den ärmsten Ländern des Ostblocks unterwegs. Ich war in der DDR akkreditiert und bearbeitete zusätzlich die umliegenden sozialistischen Staaten und die sogenannten sozialistischen Länder Afrikas.

Leider kamen wir beim *stern* nicht mehr dazu, Gillhausens wunderbare Idee in die Tat umzusetzen: Jeder von uns Fotoreportern sollte einmal im Jahr die Chance bekommen, seine Lieblingsgeschichte zu machen. Jay, mein indischer Kollege, wandte ein, dazu müsse er aber mehrmals nach Indien reisen. »Dann soll er das eben«, war Gills Antwort.

Ich habe durch Gill gelernt, ausführliche Bildtexte aufzuschreiben, damit beim Abdruck der Fotos keine Fragen offen bleiben, auch wenn man selbst weit weg und unerreichbar ist. Das zahlt sich auch aus, wenn man seine Aufnahmen, so wie in diesem Buch, viele Jahre später betexten muss und sich an Einzelheiten nicht mehr genau erinnert.



Mit Waffen spielende Kinder in Berlin-Kreuzberg (1979).



Heute, Jahrzehnte später, hat sich die Welt der Bilder durch das überall präsente Fernsehen, das Internet und die digitale Fotografie total verändert. Beim *stern* gibt es nur noch einen einzigen festen Fotoreporter: Volker Hinz. Ein Bildredakteur kann gute Fotografen in fast allen Ländern der Welt direkt kontaktieren und einsetzen. Deshalb werden Aufträge etwa in Australien an einen Australier vergeben. Das spart Zeit und Reisekosten. Der Bildredakteur recherchiert im Netz, welcher Fotograf nahe dran ist und dem Thema gewachsen scheint. Er nimmt Kontakt zu Kollegen ausländischer Redaktionen auf; er schaut sich die Arbeiten von Absolventen deutscher Fotoschulen an, die sich zum Glück nicht von der Zeitschriftenkrise beirren lassen und weiterhin selbst gewählte Themen fotografieren und den Redaktionen anbieten. Die jungen Kollegen finanzieren ihre Projekte komplett selbst oder mit spärlichen Stipendien. Artdirectors gehen kein Risiko mehr ein, so wie früher: Das Ergebnis einer Reportage liegt zur Entscheidung vor. Wird eine Geschichte gedruckt, entsteht daraus manchmal die Chance, dass ein Fotograf einen Auftrag für eine Reportage erhält.

Das Entwickeln einer Idee, die Vorbereitung, Recherche und später das Texten, das erledigen Fotografen heute selbst. Für manche Diplomarbeit geht dabei mehr als ein Jahr drauf. Die Ergebnisse können sich sehen lassen. Doch was professionelle Fotografen beherrschen müssen, ist das schnelle Umstellen. Wir bekommen kein Jahr Zeit für ein Thema, sondern nur ein paar Tage, höchstens Wochen. Die Fristen werden immer enger.

Tempo und Druck nehmen zu. Es ist fast wie bei den Goldgräbern: Alle reden und träumen ständig vom großen Klumpen Gold. Und mancher findet tatsächlich einen, auch heute noch.

Bilder links: Bauchtänzerin auf einer türkischen Hochzeitsfeier in Berlin-Kreuzberg (1979).



Kapitel 2

Zur richtigen Zeit am richtigen Ort – aber wie?

**Wenn Reportagen zu Entdeckungs-
reisen werden**

Shaolin Novize betet in Peking (2008).



Wie bereite ich mich vor? Ich lese viel zum Thema, falls genügend Zeit ist. Bespreche mich mit meinem schreibenden Kollegen. Was erscheint ihm wichtig? Haben wir einen »Stringer«, einen freien Mitarbeiter vor Ort, der die Termine vorbereitet hat? Ist der zuverlässig? Arbeitet er vielleicht für den Geheimdienst? Welche Ausrüstung brauchen wir? Schweres, leichtes, Einbein- oder gar kein Stativ? Hotel, Mietwagen, Vorschuss, Kreditkarten, Ticket, Internetverbindung, Sonnenbrille?

Gern reise ich mit Begleitung durch Fachleute von Universitäten. Die, die noch draußen im Feld arbeiten, verfügen über hohes Fachwissen, haben beste Kontakte, sprechen meistens die Landessprache oder kennen hervorragende Dolmetscher. Und müssen nur noch lernen, den Satz des einheimischen Politikers, Bauern, Arbeiters nicht verkürzt zu übersetzen, sondern den kompletten Originalton einer oft blumigen Sprache. Das ist vor allem für den schreibenden Kollegen wichtig.

Beispielhaft für solch unersetzliche Begleiter möchte ich Dr. Udo Haase für die Mongolei und Dr. Cornelia Mallebrein für Indien nennen. Mit Udo Haase war ich viermal in der Mongolei, mit Cornelia dreimal in Indien. Selbstverständlich entstehen durch die lange, enge Zusammenarbeit lebenslange Freundschaften.

Irgendwann hatte ich den Eindruck, Udo kenne jeden der zwei Millionen Mongolen persönlich. Bei einer Milliarde Inder hat es Cornelia natürlich etwas schwerer.

Udo spricht und schreibt nicht nur perfekt Mongolisch. Vermutlich kennt er sogar Dschingis Khans Gesetzestexte im Original. Der Präsident der Mongolei versichert, wenn er mal ein mongolisches Wort nicht wisse – Udo kenne es ganz bestimmt.



Ein buddhistischer Mönch in der Wüste Gobi in der Mongolei (1991).

Bei unserer ersten gemeinsamen Tour las Udo auf dem Weg vom Flughafen ins Hotel, dass an jenem Tag ein großes Ringerfest in Ulan-Bator stattfände. Wir hatten gerade noch Zeit, die Koffer abzustellen, und zogen sofort los. Das Fest wurde im Fernsehen übertragen. Der Kameramann kannte Udo natürlich und sorgte dafür, dass sein Bild live gesendet wurde. Ich hatte beim Ringen, gerade einmal zwei Stunden nach unserer Ankunft, bereits die erste Doppelseite fotografiert. Der Parlamentspräsident, der Udo im Fernsehen gesehen hatte, erwartete uns bei der Rückkehr im Hotel und lud uns ein paar Tage später zu Besuch in seine Heimatregion ein – nach dem Motto »Deine Freunde sind auch meine Freunde«.

*Ringer beim Adlertanz vor
einem Wettbewerb in Ulan-
Bator in der Mongolei (1991).*



Nach dem Motto „Deine Freunde
sind auch meine Freunde“.









Mongole mit seiner kranken Kaschmirziege in der Wüste nördlich von Hohhot an der chinesischen Grenze zur Mongolei (1995).



Lufshan, der berühmteste Wolfsjäger der Mongolei, hat mehr als 2000 Wölfe erlegt (1992).



Dsoldshargal, der Chef der Wertpapierbörse in der mongolischen Hauptstadt Ulan-Bator (1991).



Die Kandidatinnen schminken sich vor ihrem Auftritt zur Wahl der Miss Mongolia in Ulan-Bator (1991).

Dort empfing er uns auf der Spitze des schönsten Berges, von wo wir, auf Teppichen sitzend, den Ausblick genossen. Bald näherte sich vom Horizont her ein Jeep. Es saßen Köche darin, Spezialisten, die Hammel noch auf Dschingis-Khan-Art zubereiten konnten: Das Tier wird geschlachtet, indem man ihm den Unterbauch aufschneidet. Dort befindet sich eine angeblich schmerzunempfindliche Stelle. Dann greift der Koch in den Leib des Hammels und reißt die Aorta vom Herzen ab. Das Tier ist auf der Stelle tot. Anschließend werden die Knochen herausgebrochen. Eine sehr schwierige, schweißtreibende Aufgabe. In die Hohlstellen kommen heiße Steine. Der Hals wird aufgeschnitten, damit der entstehende Dampf abziehen kann, dann wieder zugenäht, damit sich das Fleisch erhitzt usw. Das auslaufende Hammelfett wird aufgefangen, und jeder Gast bekommt ein Wasserglas voll davon zu trinken. Das spült man selbstverständlich mit reichlich Wodka hinunter. Zur Beruhigung des rebellierenden Magens hält man dabei einen großen, sehr heißen, fettigen Stein aus dem Hammelinneren in der Hand. Das besänftigt die Magenerven, heißt es. Jedenfalls die der Mongolen. Wir mussten den heißen Stein alle drei Sekunden in die Luft werfen, damit sich wenigstens die Nerven an unserer Hand beruhigten.



Mongolenkinder bereiten sich auf das nächste Reitturnier in der Wüste Gobi vor. Dieser Teilnehmer ist vier Jahre alt (1998).



Mönch auf einem russischen Motorrad in der Wüste Gobi in der Mongolei (1991).



*Schwer zu reiten, die bekanntermaßen widerspenstigen mongolischen Pferde .
Wüste Gobi (1998).*

Zu der Zeit waren die Russen die eigentlichen Chefs in der Mongolei. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion zogen sie sich allmählich in ihre Heimat zurück. Mein Kollege Tilman Müller hätte zu gern ein Interview mit dem russischen Armeechef gemacht. Also griff Udo Haase zum Telefon und führte ein Gespräch auf Russisch. Dem Klang nach schien es sehr freundlich zu verlaufen. Bald kam die Antwort. Interview: kein Problem, morgen um 15 Uhr mit Igor, dem Armeechef. Wo? Natürlich in der Sauna!

Kinder in russischen Spielzeugautos auf dem Sukhbaatar-Platz in der mongolischen Hauptstadt Ulan-Bator (1991).





Mit Cornelia Mallebrein in Indien unterwegs zu sein war ähnlich effektiv, wenn auch auf ganz andere Art. Die Indologin hat früher als Reiseleiterin für den Reiseveranstalter Studiosus gearbeitet und Touristen über die Berge des Himalaja geschoben. Bei ihr ist man von der ersten Stunde an – Reisender. Sobald das Thema mit ihr besprochen ist, kümmert sie sich um alles andere. Sie sagt, was geht, was nicht, was in Indien ungehörig oder peinlich wäre. Einmal fuhr sie im Vorwege unsere gesamte Route von 1400 Kilometern in der Region Orissa mit dem Auto ab, um alles bis ins Detail zu organisieren. Sie bereitete unsere Gesprächspartner auf die Wichtigkeit der Interviews vor. Ließ in einem Dorf die Wände des einzigen kleinen Hotels streichen, da es wohl zu verrottet war, und bestand darauf, dass wir frische Handtücher bekamen, nicht wie üblich die schon benutzten.





Hochzeit von Amit und Sheetal aus Valsad im indischen Gujarat. Beide sind Sinti. Ihre Ehe wurde von den Eltern arrangiert (2005).





Waren entlang unserer Reisestrecke Dorffeste angesetzt, kannte sie die Orte und Termine und hatte die Bürgermeister informiert. Wissenschaftler, die etwas Wesentliches zu unserem Thema zu sagen hatten, erwarteten uns. Wir mussten nur noch anrufen. Kellner, die uns Europäern kleinere Portionen als den Einheimischen servierten, wurden streng ermahnt. Ob Taxi, Hotel, Gepäckträger, Trinkgelder, sie kümmerte sich um alles und beschaffte für jede Reisportion eine Quittung. Sie war liebenswert und um uns besorgt und jeden Tag unverzichtbar. Mein Kollege Peter Sandmeyer und ich konnten uns ganz auf unser Thema konzentrieren. Cornelia managte den Rest.

Auf dem Churchgate-Bahnhof in Mumbai verkehren Pendlerzüge, die ausschließlich für weibliche Fahrgäste reserviert sind. Damit reagierte die Bahn auf die Belästigungen, denen Frauen in den meist überfüllten Zügen der Metropolregion häufig ausgesetzt waren (2005).





Hijras – viele Inder machen mit ihnen ihre erste sexuelle Erfahrung. Hijras werden als kleine Jungen entführt, gefangen gehalten und gefügig gemacht. Im Alter von etwa zehn Jahren werden ihnen die äußeren Genitalien mit einem Messer brutal abgeschnitten. Viele sterben bei der Verstümmelung. Die Überlebenden arbeiten meist als Prostituierte. Auf Hochzeiten verlangen sie aggressiv Geld, sonst verfluchen sie die Gesellschaft (2005).

Jeden Abend saßen wir drei zusammen und besprachen den nächsten Tag. Waren wir zu hastig, zu oberflächlich, zu ungeduldig, mussten wir noch genauer hinschauen? Was fehlte? Bereits Organisiertes wurde umgeworfen, Termine wurden wieder abgesagt, Routen geändert.

Ich gehe nach Möglichkeit auch zu den weniger wichtigen Gesprächen mit und erfahre so, vielleicht in einem Nebensatz des Interviewpartners, etwas über ein interessantes Fotomotiv. Dann kann ich gezielt nachfragen. Die jungen schreibenden Kollegen lernen sehr schnell, dass sie in Bildern denken müssen. Sie können eine Pulitzer-Preis-verdächtige Geschichte schreiben – ohne gute Fotos wird sie nicht erscheinen.



Ich gehe nach Möglichkeit auch zu den weniger wichtigen Gesprächen mit und erfahre so, vielleicht in einem Nebensatz des Interviewpartners, etwas über ein interessantes Fotomotiv.



Bilder links und diese Seite: Das Model Misha Singh aus Mumbai vor und während eines Shootings mit einem männlichen Model. Fotos mit erotischer Anspielung sind sehr beliebt (2005).

Ein versierter Texter wird den Fotografen gerne begleiten, selbst wenn der – wegen des Büchsenlichts – um vier Uhr früh aufstehen muss. Der Schreiber weiß, mit uns erlebt er oft unvorhersehbare Situationen. Wir kommen sehr nah an Menschen ran. Müssen zu den Kaffeepflückern, den Bauern, den Prostituierten, um unsere Fotos zu machen. Erfahrene Kollegen schätzen das. Nehmen uns, wenn wir ins Schwitzen kommen, auch schon mal eine Kameratasche ab. Außerdem wissen sie, dass Fotografen, die nach drei Tagen immer noch keine Doppelseite im Kasten haben, unleidlich werden. Schlechte Stimmung verbreiten. Der schreibende Kollege findet viel von dem, was er sucht, im Internet, in Büchern und Filmen. Wir müssen uns jedes Motiv selbst erarbeiten. Stehen immer unter Hochdruck. Auf einem Foto muss alles zusammenpassen. Die Umgebung, die Personen, das Licht, das Wetter. Vergessen wir eine Einstellung, die das Motiv besser erklären würde, so ist die Chance dahin, denn wir sind längst weitergezogen. Der Texter kann notfalls die eine versäumte, wichtige Frage noch später am Telefon stellen.

Aus den 15 Stichworten, die wir uns vorher zu unserem Thema notiert haben, werden im Lauf der Reportage immer weniger. Das eine Motiv deckt möglicherweise ein anderes ab, so erübrigt sich manche zusätzliche Reise.

Christen in Indien: Gottesdienst in der St. John's Dayara Church, die zur Knanaya Jacobite Church gehört (2005).





Christliches Pilgerziel: der National Shrine der St. Thomas Cathedral in Chennai, wo der Apostel Thomas nach der Legende vor rund 2000 Jahren als Märtyrer gestorben sein soll (2005).

Auf einem Foto muss alles zusammen-
passen. Die Umgebung, die Personen,
das Licht, das Wetter.

Ich schaue mir vorab gern Postkarten der Region an, in die wir reisen. Sie bringen mich auf Ideen, was fehlen könnte. Wie sich das Motiv auf den Karten besser, anders, lebendiger fotografieren lässt. Fotobücher zum Thema aber schaue ich mir nicht an. Die sind oft so gut, dass man sich fragt, was man dort als Fotograf besser machen soll, ohne bestimmte Motive zu kopieren. Passiert es dennoch, dann ist es zumindest unbewusst geschehen.

Buddhismus in Myanmar: In der Mahamuni-Pagode in Mandalay putzt Abt Pyinyar Wuntha jeden Morgen um 4.30 Uhr der riesigen Buddha-Statue das Gesicht und die Zähne (2004).











Shin Pyu, eine der wichtigsten buddhistischen Zeremonien: Bevor die kleinen Jungen für drei Monate als Novizen ins Kloster gehen, werden sie kahl geschoren und festlich gekleidet. Das Ritual wiederholen die meisten bis ins hohe Alter, selbst Militärs. Die Fotos entstanden in Myinkaba bei Bagan in Myanmar (2004).

Ich schaue mir vorab gern Postkarten
der Region an, in die wir reisen.



Irgendwann gegen Ende der Reise stellt sich meist eine Zufriedenheit ein. Wir haben alles auf Film, Chip und Papier, was eine starke Reportage braucht. Wir sind froh, manchmal mörderische Taxifahrten überlebt zu haben. Cornelia, Peter und ich haben gut zusammengepasst. Haben uns vertragen, hatten nie Stress miteinander. Alles wunderbar – bis wir wieder in der Redaktion ankamen. Was, wo wart ihr? In Indien? Ach, das interessiert doch jetzt keinen mehr. Wir haben gerade eine Reportage über das Christentum gelayoutet. Eure können wir auch noch nächstes Jahr zu Weihnachten drucken – oder übernächstes zu Ostern. Mit anderen Worten: Das war's. Wir wissen jetzt, unsere Arbeit erscheint nie.

Wer als Reporter immer wieder und lange unterwegs ist, das habe ich in der Zeit nach dem Abschied von Gill gelernt, muss sich in der Redaktion Verbündete suchen. Man braucht Unterstützung, will man die eigene Geschichte ins Blatt bringen, denn die Plätze sind heiß umkämpft. Man braucht Kollegen, die verstehen, warum man zeitweise – wie ein Außendienstler in der Zentrale – fremdelt. Oder sich aus langwierigen Debatten verabschiedet und sich lieber auf die nächste Reportage vorbereitet.

Man braucht Unterstützung,
will man die eigene Geschichte
ins Blatt bringen, denn die
Plätze sind heiß umkämpft.



Mönche in der Shwedagon-Pagode in Rangun, der früheren Hauptstadt von Myanmar (2004).







Kapitel 3

So haben wir den noch nie gesehen

**Über Porträts. Und solche,
die man nicht vergisst**

*Fanny Ardant, französische Schauspielerin,
bei den Dreharbeiten zur Proust-Verfilmung
»Eine Liebe von Swann« in Paris (1983).*



Porträts mache ich selten. Wenn, dann arbeite ich gern länger an einem Thema. So war es auch, als ich die Chance bekam, Usain Bolt, den schnellsten Mann der Welt, beim Training in seiner Heimat zu fotografieren. Durch gute Kontakte unseres Sportressorts zu seiner Ausrüsterfirma Puma ergab sich gemeinsam mit ausländischen Kollegen die Gelegenheit zum Besuch auf Jamaika.

Zuerst besuchten wir seine alte Schule. Ich machte ein Foto von der Bahn, auf der er als Kind gelaufen war und wo jetzt Gras wucherte. Die Kinder sagten, sie wollten ihm nacheifern, ebenso schnell werden wie Bolt und, natürlich, ebenso reich.

Wo alles begann: Die überwucherten Laufbahnen der William Knibb Memorial High School in Trelawny, wo Usain Bolt entdeckt wurde und seine ersten Runden lief, sind längst verwittert (2009).



Zuletzt den Meister selbst: Usain Bolt beim Training, bei der Massage. Ich bekam mein Lieblingsfoto – der Abdruck seines verschwitzten Rückens auf der Tartanbahn. Am nächsten Tag: Bolt als Fotomodell am Strand in der Nähe von Kingston.

Bilder von den Eltern folgten, die Mutter vor dem Haus, der Vater in seinem Lebensmittelkiosk. Dessen Erklärung für die Schnelligkeit des Sohnes: »Er hatte Angst vor meinem Rohrstock.« Dann das Morgentraining der anderen Weltmeister und Olympiasieger in der Sportuniversität in Jamaikas Hauptstadt Kingston. Bilder des erfolgreichsten Trainers. Drei Tage lang fotografierten wir beim Sportfest der Schüler aller jamaikanischen Hochschulen.

Usain Bolt beim schweißtreibenden Training im Nationalstadion in Kingston (2009).





So cool, wie er immer tut, ist er doch nicht: Bolt liegt erschöpft auf der Tartan-Bahn – und noch lange danach bleibt sein Schweißabdruck zurück (2009).





Usain Bolt – Weltbesten Sprinter bei Werbeaufnahmen am Strand von Hellshire Beach bei Kingston (2009).



Zuvor hatte ich Bolt bei den Olympischen Spielen in Peking erlebt. Was mir sofort auffiel: Während seine Konkurrenten vor dem 100-Meter-Finale unübersehbar aufgeregt oder angespannt waren, alberte er herum und machte Späße, locker und ohne eine Spur von Nervosität. Usain Bolt wurde nicht nur Olympiasieger auf der 100- und 200-Meter-Strecke, sondern mit seiner unbekümmerten Art auch zum Helden der Spiele.





Ob wir Lust hätten, fragte er, ihn in die berühmteste Disco des Landes zu begleiten? Ja, natürlich! Wir waren gegen Mitternacht mit ihm verabredet. Es wurde eins, es wurde zwei Uhr, die vielen Drinks begannen zu wirken, die Musik war unerträglich laut. Fast alle Kollegen gaben übermüdet auf und fuhren ins Hotel. Dann endlich, kurz vor drei Uhr, erschien ein sichtlich entspannter Usain Bolt. Wortlos begann er zu tanzen, ganz mit sich allein, entrückt, eine Flasche Bier in der Hand. Mein nächstes Lieblingsfoto. Das Warten hatte sich wieder mal gelohnt.

*Usain Bolt mit einer Flasche Bier nächstens in einer Disco
in der jamaikanischen Hauptstadt Kingston (2009).*



An ein paar meiner Porträts erinnere ich mich besonders gern. Oskar Koschka, Carl Zuckmayer kurz vor seinem Tod, Arthur Rubinstein, Tom Jones, David Bennent, Erich Honecker. Es sind glückliche Momente für einen Fotografen, wenn er eine Szene findet, die etwas erzählt und die Fantasie in Gang setzt, und er sich nicht mit einer reinen Gesichts- oder Profilaufnahme begnügen muss. Honecker lachend in Afrika oder im Rolls-Royce sitzend. So kennt ihn keiner. Tom Jones mit Damenhöschen über den Jeans oder auf dem Bett mit Christuskreuz im Hotelzimmer.

Die Mischung zwischen einem gestellten und doch erzählerischen Porträt hat der Fotograf Dennis Stock zur Perfektion gebracht, als er James Dean mit Zigarette im Regenmantel auf dem Times Square in New York fotografierte. Besser geht's nicht. Dieses Bild hat ebenso Dean geholfen, berühmt zu werden, wie dem Fotografen. Ein Foto als Ikone.

Sänger Tom Jones auf seinem Hotelbett in London (1991).







Alte Freunde: Oskar Kokoschka küsst Carl Zuckmayer – Abzug mit Kokoschkas Widmung (1976).

Bild links: Wenn Tom Jones auftritt, wie hier in Liverpool 1991, fliegen statt Blumen Slips auf die Bühne – und »der Tiger« weiß, was er den Ladies schuldig ist.



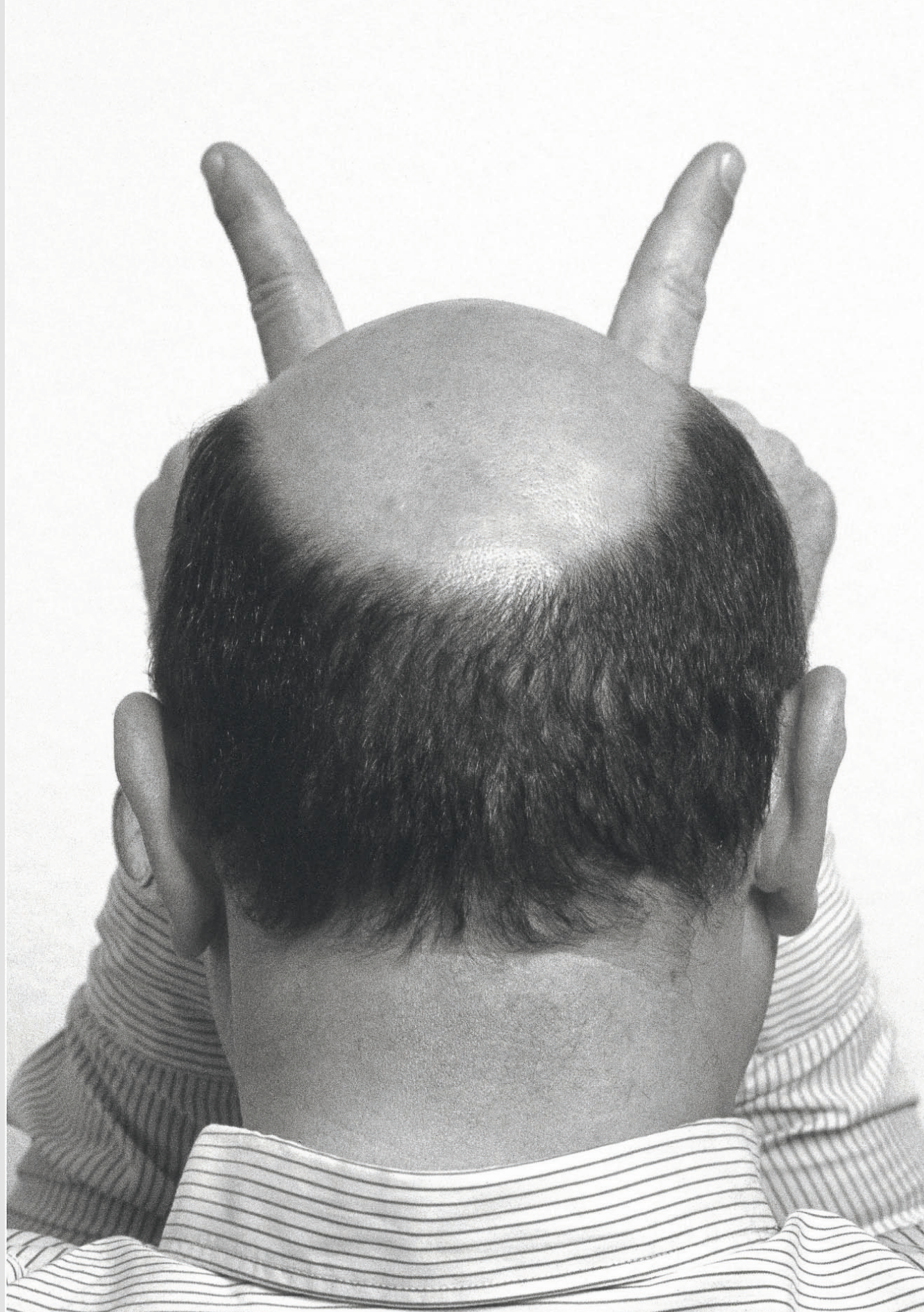




Winken aus dem Rolls-Royce: Erich Honecker auf Staatsbesuch in Sambia (1979).

Es sind glückliche Momente für einen Fotografen, wenn er eine Szene findet, die etwas erzählt und die Fantasie in Gang setzt, und er sich nicht mit einer reinen Gesichts- oder Profilaufnahme begnügen muss.

*Bild rechts: Kleine Teufelei:
der Schauspieler und Sänger
Manfred Krug (1987).*



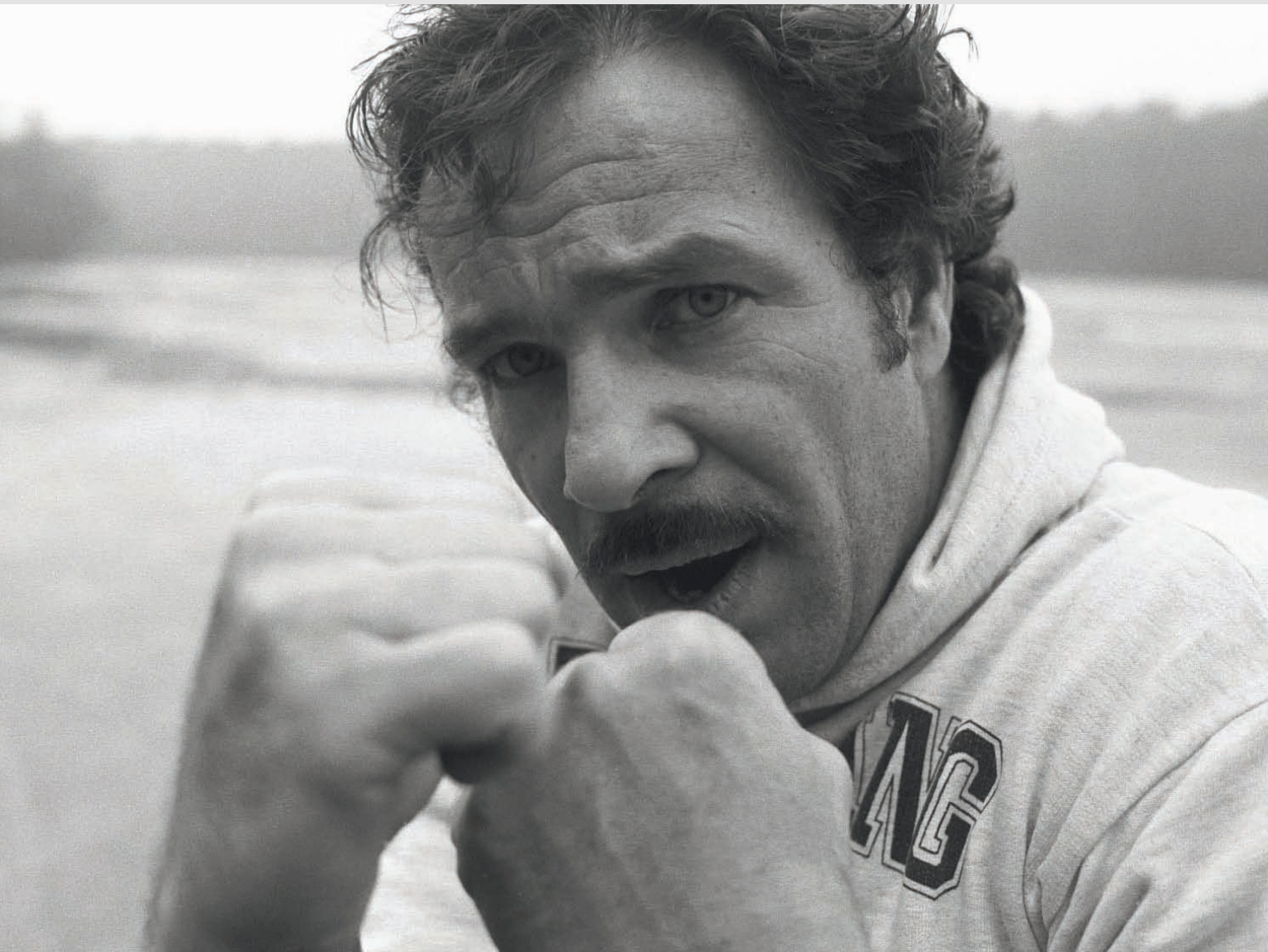




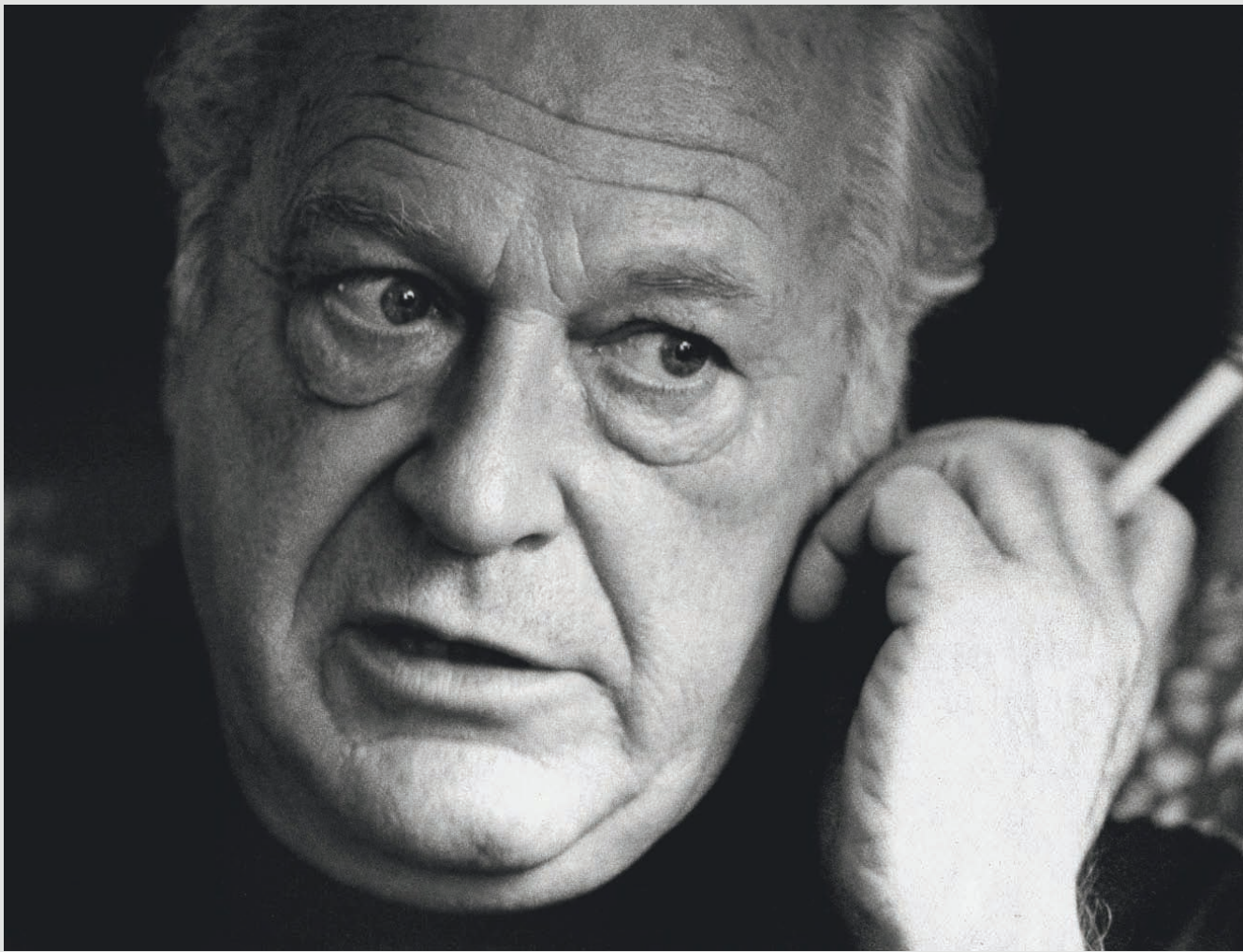
Der Dichter, Dramatiker und Regisseur Heiner Müller in Ost-Berlin (1981).







Der Schauspieler Götz George in Berlin (1984).



Der Schauspieler Curd Jürgens (1976).

Es ist schwierig geworden, als Reporter einer bekannten Persönlichkeit über längere Zeit so nahe zu kommen. Es gibt einfach zu viele Medien, Fotografen, Kameralleute, Schreiber, die alle das Gleiche wollen: das Ungewöhnliche, und zwar exklusiv. Etwas Besonderes, das über den Tag hinaus weist, kann man wohl kaum erwarten, wenn sich dutzende Fotografen am roten Teppich drängeln und es von überall her »Gräfin! Gräfin!« brüllt, damit sich die High-Society-Dame umdreht und posiert.

Die Porträtfotografie hat sich sehr geändert. Ich mag keine gestellten Porträts, ausgenommen solche, die etwas zu erzählen haben. Wie die Fotos von Nadav Kander über das Team um US-Präsident Barack Obama. Man kann den Charakter der Typen erkennen, wie sie sich geben, wie sie gekleidet sind, mancher hat noch seinen iPod-Knopf im Ohr.

Hier die Fotos, die dem Betrachter zusätzliche Informationen geben, dort die bloße Inszenierung. Es braucht bestimmt enorme Überredungskunst, um einen Prominenten dazu zu bringen, dass er sich für ein Foto fesseln und auf Bahngleise legen lässt. Was das mit dem Menschen vor der Kamera zu tun hat? Nichts. Auch wenn es antiquiert ist, ich finde: Die Person zählt, nicht der Fotograf.

Zeitweilig war es Mode, Personen der Zeitgeschichte, die Unglaubliches geleistet haben, vor einen langweiligen Hintergrund wie den blauen Himmel zu stellen und mit möglichst ausdruckslosem Gesicht zu fotografieren.

Neuerdings ist das »authentische« Porträt gefragt – die abzubildende Person in ihrem privaten oder beruflichen Umfeld, halbe oder ganze Figur. Zum Beispiel eine Kindergärtnerin, ganz allein zwischen kleinen Stühlen, mit ernstem Blick. Warum nicht mit Kindern aus ihrer Gruppe, selbst wenn die nur von hinten gezeigt würden? Weil es zu lebendig wäre?



Der von den sowjetischen Behörden ausgebürgerte russische Schriftsteller Alexander Solschenizyn besuchte gleich nach seiner Ankunft im Westen seinen Freund Heinrich Böll in dessen Wohnort Langenbroich in der Nordeifel. Am nächsten Tag reiste Solschenizyn mit dem Zug weiter nach Zürich. Das Foto zeigt ihn beim Halt auf dem Bahnhof in Karlsruhe (1974).



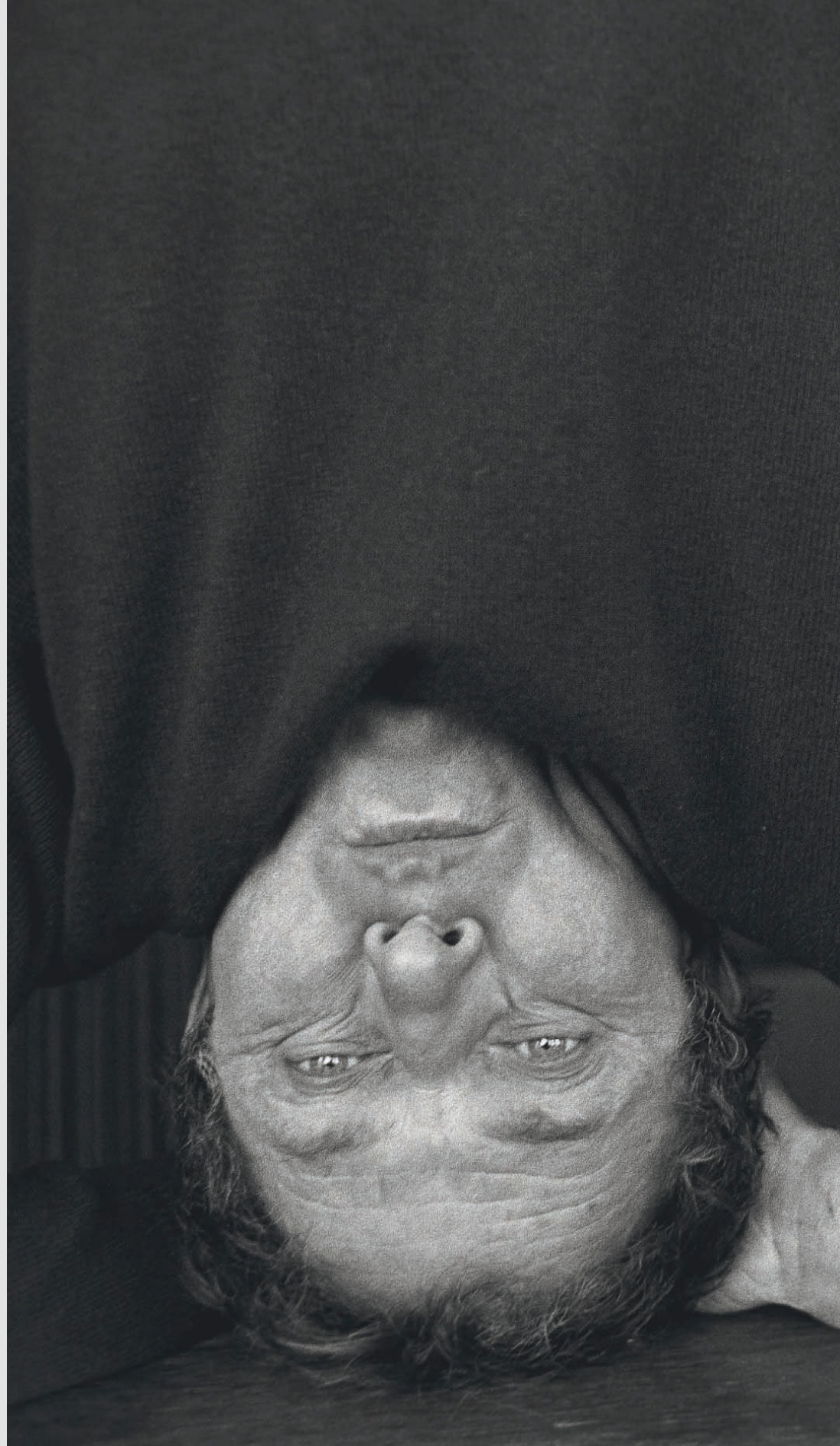
Der SPD-Politiker Hans-Jürgen Wischnewski wurde wegen seiner nützlichen Beziehungen zu den Regierungen der arabischen Welt ironisch »Ben Wisch« genannt. Das Foto zeigt ihn mit Mitgliedern seiner Delegation bei einer Reise durch den Nahen Osten (1977).



Der Schriftsteller Martin Walser beim Spaziergang am Bodensee mit seinem Hund Robie (1985).

Die Porträtfotografie hat sich sehr geändert. Ich mag keine gestellten Porträts, ausgenommen solche, die etwas zu erzählen haben.

*Der Schauspieler
Heinz Bennent mit
seinem Sohn David
in ihrer Berliner
Wohnung (1979).*







Kapitel 4

Kleine Menschen, große Töne

Unterwegs zu den Pygmäen

Musik der Aka-Pygmäen in der Zentralafrikanischen Republik. N-Dole spielt auf einer Flöte. Alle Instrumente werden mit den im Dschungel vorhandenen Mitteln selbst gebaut (2001).

»Es ist lange her, dass ein Lied mich zu Tränen gerührt hat, doch ausgerechnet hier, am Ufer des Ubangi, entgleist mein Gesicht zu einer Grimasse des Glücks. Dreißig Pygmäen sind aus ihren Hüttenlagern gekommen und empfangen uns mit einem Lied. Sie intonieren einen stürmischen Galopp, ein Virtuosenstück voller Klangfülle und Vitalität. Ein Gesang aus der Tiefe der Zeit – als hätte sich ein Kanal geöffnet zwischen den Kindertagen der Menschheit und der Gegenwart des dritten Jahrtausends. Wir hören gerade eines der vermutlich ältesten Musikstücke der Erde.«

Bei den Aka-Pygmäen im Regenwald der Zentralafrikanischen Republik: Malalá spielt auf dem Mundbogen, die Gruppe singt dazu das Lied Mbela, in dem es um das Glück bei der Jagd geht (2001).



So begann mein Kollege Stefan Schomann seine Geschichte über die Musik der Aka-Pygmäen in der Zentralafrikanischen Republik. Simha Arom, damals siebzig Jahre alt, ein weltbekannter Musikethnologe aus Paris, würde die Pygmäen zu einem Konzert in die Philharmonie nach Berlin begleiten. Aus diesem Anlass sollten wir einen Vorbericht machen.

Professor Arom und seine Frau Sonja, die wir am Pariser Flughafen kennenlernten, bestanden darauf, dass wir einen einheimischen Koch und einen Assistenten mitnahmen, der ihn viele Jahre auf seinen Forschungsreisen begleitet hatte. Das fängt ja gut an, ging mir durch den Kopf. Ich hatte eben keine Ahnung, was das für ein Professor war und wie viel Erfahrung er seit 1963 in Afrika gesammelt hatte.

Schon die Einreise gestaltete sich schwierig. Die Bundesrepublik unterhielt keine eigene Botschaft in der Zentralafrikanischen Republik, stattdessen erledigte der österreichische Gesandte auch die diplomatischen Geschäfte Deutschlands. Er hatte uns empfohlen, den Flug um zwei Wochen zu verschieben. Es sei gerade etwas unruhig: Soldaten, die seit acht Monaten keinen Sold bekommen hätten, würden auf Beamte schießen, die ihrerseits seit 13 Monaten auf ihren Lohn warteten. Die Unruhen seien aber sicher bald vorbei. Nichts Besonderes.

Dann kamen wir in der Hauptstadt Bangui an. Wir hatten sehr früh bei der Regierung beantragt, die Pygmäen am Ubangi, einem großen Nebenfluss des Kongo, besuchen zu können. Das stieß auf Unverständnis. Die kleinen Waldbewohner gelten dort erst seit 1978 als Menschen. Man hielt uns hin. Die Behörden verlangten immer wieder neue, andere Genehmigungen. Bald boten sich ein paar Einheimische als Vermittler an, und je komplizierter die Beschaffung der Dokumente wurde, desto mehr Berater und Helfer meldeten sich – Boten zum Beispiel, die angeblich in unserer Sache mit dem Taxi unterwegs gewesen waren und nun verlangten, ihre Auslagen zu begleichen. Wichtige Menschen erschienen über Tage hinweg im Hotel, um mit uns über den Stand der Genehmigungen zu reden. Uns drängte sich eher der Eindruck auf, dass sie sich vor allem satt essen wollten. Manchmal saßen zehn Personen mit am Tisch, von denen wir keine Ahnung hatten, wer sie waren.

Jedes Mal, wenn wir mit dem Aufzug in den zehnten Stock fuhren, stieg mindestens eine »Studentin« mit ein. Hielt der Lift im zweiten Stock, kam eine Kommilitonin dazu. Und so weiter. Erst nach ein paar Tagen ließen sie allmählich von uns ab und sahen uns als Nachbarn und nicht mehr primär als Beute. Da konnten wir sie auch auf einen Drink einladen und uns mit ihnen nett unterhalten.

Endlich, nach mehr als einer Woche: die Genehmigung. Und Gutscheine für Sprit. Unsere Entourage war mittlerweile auf über zehn Leuten angewachsen, unter ihnen eine Art Minister und ein Choreograf. Wahrscheinlich gehörten alle zu einer Familie. Wir mussten schließlich zwei Geländewagen mieten.



Geschafft: Der Reporter Stefan Schomann (2. von links) und Professor Simha Arom freuen sich über die Ausstellung der Dokumente für den Besuch bei den Pygmäen (2001).

Simha Arom hatte uns aufgetragen, säckeweise Kleingeld, große Nägel, zusätzliche Moskitonetze, acht Plastikstühle sowie zwei große und eine kleinere Plastikschüssel zu besorgen. Das war ein kluger Rat: Zum Duschen stellte man sich nämlich in die große Schüssel, schöpfte Wasser mit der kleinen und goss es sich über den Kopf. Und es wurde nicht etwa weggeschüttet, sondern mehrmals verwendet. Notfalls musste ein halber Liter genügen. Die dritte Schüssel war der schiere Luxus: So konnte man sich hinsetzen, den gewaschenen Fuß hineinstellen und einen Strumpf anziehen, ohne in den Sand zu treten. Die Plastikstühle waren für den Fall gedacht, dass wir das Liebesnest des ehemaligen Präsidenten Jean-Bédel Bokassa würden bewohnen können – die Betonruinen eines Hauses mit halbem Dach. Fünf Stühle waren für uns und den Koch vorgesehen, die anderen drei für Besucher. Die Nägel sollten dazu dienen, unsere Sachen aufzuhängen.

Auch auf der nächsten Station der Reise kam es genau so, wie es der Professor in Paris prophezeit hatte: Die Fähre, mit der wir über einen breiten Fluss setzen mussten, hatte weder Treibstoff noch eine Batterie. Also wurde unsere Autobatterie ausgebaut und als Leihgabe mit dem Ruderboot zur Fähre ans andere Ufer geschafft. Und weil wir auch den nötigen Sprit für den Motor stifteten, war die Überfahrt gesichert.

In Mongoumba, der Grenzstadt zum Kongo, wollten wir unser Lager aufschlagen. Der Präfekt hieß uns willkommen. Er strahlte die Freundlichkeit eines Tonton Macoute, eines haitianischen Geheimpolizisten, aus. Als wir kamen, hockte er mit Sonnenbrille im dunklen Zimmer, das Radio lief. Wir waren die Bittsteller, er der Chef, das ließ er uns sofort spüren. Er könne uns, sagte er, leider keine Genehmigung erteilen. Die Pygmäen seien nationales Kulturgut. Simha Arom kannte das Spiel und hatte uns darauf vorbereitet. Aber ja doch, wir würden uns auch erkenntlich zeigen, die Summe käme schließlich der ganzen Region zugute. Und ob wir vielleicht das Haus Bokassas bewohnen könnten?

Hm, das würde natürlich teuer, erwiderte der Präfekt. Tausend Dollar am Tag würde uns das schon kosten, ohne die Genehmigung, versteht sich. Als wir ihn herunterhandeln wollten, stand er auf, fixierte jeden von uns und drohte flüsternd: »Und wenn ihr Spione seid? Dann könnte ich euch auch ins Gefängnis werfen.«

Es wurde still und eisig. Mein Kollege Stefan Schomann behielt die Nerven. Ruhig redete er auf ihn ein. Der Präfekt wurde wieder freundlicher. Schließlich durften wir im ehemaligen Liebesnest Bokassas wohnen. Die Preisverhandlungen wurden vertagt. Wir einigten uns schließlich auf siebenzig Dollar. In den folgenden Tagen kam er öfter zu Besuch, um nach dem Rechten zu sehen. Dabei gab es für ihn auch immer etwas zu essen.

Vor unserer Tür wurden zwei Wächter postiert. Sie hatten Gewehre und Taschenlampen, allerdings ohne Batterie. Wir schenkten ihnen welche, schließlich wollten wir nicht aus Versehen erschossen werden. Sogar eine richtige Toilettenschüssel aus Porzellan fand sich noch, leider ohne Abflussrohr. Außerdem ein Bett voller unbekannter Tierchen und, wirklich wichtig, ein Tisch! Doch keine Stühle. Professor Arom hatte auch das gewusst. Dank unserem mitgebrachten Hausstand konnten wir im Sitzen essen und sogar dem Präfekten einen Stuhl anbieten. Kamen wir zum Gegenbesuch, erwartete er uns schon am Fenster, und sobald er uns sah, stellte er sein Radio an. Kaum waren wir aus der Tür, schaltete er es wieder aus. Die eindeutige Botschaft: Er war ein wichtiger Mann. Er hatte ein Radio – und funktionierende Batterien.

Wie glücklich waren wir erst über unseren Koch! Simha Arom sei Dank! Natürlich gab es in Mongoumba keinen Strom, also auch keinen funktionierenden Kühlschrank. Zwei Ziegen und ein paar Hähne wurden gekauft, und der Koch machte sich an die Arbeit. Das Fleisch hätte frischer nicht sein können. Der Hahn, der morgens als Erster krächte, landete als Erster im Topf.



Fischfang auf Pygmäen-Art: Frauen im Camp Guga sperren einen Bachabschnitt mit Erdwällen ab und schöpfen das Wasser daraus – die Fische zappeln im Matsch (2001).

Pygmäen beim Mo-Mbensele, dem Feuertanz (2001).



Dann endlich konnten wir die Pygmäen besuchen. Sie freuten sich, den Professor wiederzusehen; auch wir wurden herzlich begrüßt. Arom kannte ihre jahrtausendealten Lieder besser als sie; er hielt ihnen manche Standpauke, sobald ihre Konzentration nachließ. Er machte Tonbandaufnahmen und ich meine Fotos. Zum ersten Mal diese Musik zu hören war ein erschütterndes Erlebnis. Stefan Schomann und ich spürten, wie sich unser Herz zusammenkrampfte. Uns kamen die Tränen. Zeitweise konnte ich nicht mehr fotografieren.

Simha Arom, Musikprofessor aus Paris, wird von den Pygmäen herzlich begrüßt. Er ist ihnen nach zahlreichen Besuchen vertraut und willkommen (2001).





Simha Arom hat vierzig Jahre lang die Musik afrikanischer Ureinwohner studiert und auf Tonband dokumentiert. Manchmal, hier etwa beim gemeinsamen Abhören einer Aufnahme, kann er die Musiker sogar auf Fehler aufmerksam machen (2001).





*Maoko, die beste
Sängerin, lauscht
ihrer Stimme aus
dem Kopfhörer
(2001).*



Jaques Ekabelo bastelt sich sein Instrument, eine Engbiti, selbst (2001).

Wenn wir heute noch Verhaltensmuster aus der Steinzeit in uns tragen, wenn wir immer noch Jäger und Sammler sind, könnte es nicht sein, dass auch die Musik der Urzeit noch tief in uns steckt? Dass wir mitten in Afrika das Erbe unserer Ahnen wiederentdecken durften? Eine nicht uninteressante Theorie, sagte Arom. Ob ich ihm, dem Wissenschaftler, das auch beweisen könne?

Bei den Aka-Pygmäen singt jeder Sänger eine andere Melodie. Die Stimmen driften auseinander, bei jedem zwölften Ton treffen sie sich wieder. Wie aber soll das möglich sein, wenn diese Menschen doch angeblich nur bis drei zählen und für höhere Zahlen gar keinen Begriff haben?

Auch dafür weiß Simha Arom die Erklärung. Wenn eine Mutter bei den Pygmäen ihren Säugling auf dem Rücken trägt und bei der Arbeit singt, stampft sie bei jedem zwölften Ton rhythmisch mit dem Fuß auf. Wie schon ihre Mutter, wie schon deren Mutter. Das Baby übernimmt instinktiv diesen Rhythmus. Es muss gar nicht erst zählen lernen, um zu wissen, wann es zwölf schlägt.

Im Pygmäendorf (2001).



Im Dschungel bekamen wir große weiße Raupen als Delikatesse serviert. Ich habe mich, aus Unkenntnis, wohl unmöglich benommen, als ich ausgerechnet die schmackhaften Köpfe ausspuckte. Die Waldmenschen sahen darüber hinweg.

Anschließend begannen sie zu singen; der Waldgeist Ezengi erschien und tanzte im Trommelwirbel. Wie es der Zufall wollte, gab es in jener Nacht eine Mondfinsternis. Die Trommeln wurden immer leiser. Als es vollkommen dunkel war, verstummten sie. Die Pygmäen bekamen es mit der Angst. Sie rückten näher an unsere Schlafsäcke heran. Bei uns fühlten sie sich sicher. Sogar der Waldgeist verschwand. Als der Mond wieder schien, liefen sie zur alten Form auf. Die Trommler spielten wieder so beherzt, als wäre nichts geschehen.

Dicke Maden, eine Leibspeise der Pygmäen (2001).





Ezengi, die Waldgeister, beim Mo-Kondi-Tanz (2001).

Wild wird getrommelt, wenn Ezengi, der Waldgeist, den Mo-Kondi tanzt (2001).





Maniale, der beste Jäger des Dorfes, hat zwei Antilopen geschossen (2001).





Die Sängerin Maako (r.) mit ihrer Mutter Yembo, die an Lepra leidet (2001).





Zum Abschied holte Aroms Mitarbeiter die Geschenke. Da begriff ich, warum dem Professor dieser Mann so wichtig war. Er war nicht nur als Übersetzer perfekt, sondern kannte auch die Regeln: Bei der Verteilung der mitgebrachten Kleidungsstücke gab es kein Geschrei, kein Gedränge, keine Prügelei. Zuerst erhielt der Dorfälteste sein Geschenk, dann dessen Sohn, darauf die Männer nach ihrem Rang, dann die Frauen, am Ende die Kinder. Alle warteten geduldig. Wir standen abseits. Hätten wir verteilt, wäre ein Chaos ausgebrochen. Man hätte uns die Sachen aus den Händen gerissen.

Es stellte sich heraus, dass Stefan Schomann und ich zu wenig Kleingeld beschafft hatten, trotz der ausdrücklichen Empfehlung des Ethnologen. Als wir nämlich die Pygmäen für ihre tagelange geduldige Arbeit entlohnen wollten, hatten wir zwar reichlich Geldscheine, aber kaum Münzen. Sie drehten und wendeten das Papier in ihren Händen. Was sollten sie damit? Im Busch kann keiner Geld wechseln. Der weise Simha hatte es gewusst.

Malalá, mit 1,60 Meter der Riese in der Gruppe, schenkte mir einen Mundbogen – ein über dem Feuer geformter Ast aus einem besonderen Holz. An einem Ende ist eine durchgeschnittene Liane als Saite gespannt und wird mit einem Stöckchen angeschlagen. Mit dem Mund reguliert man die Tonhöhe. Um sein Instrument nicht dauernd mit sich herumzutragen, bastelte sich Malalá immer wieder ein neues. Schließlich gab es genug Bäume im Dschungel.

Jahre später trat die Gruppe noch einmal in Deutschland auf, im Hamburger NDR-Funkhaus. Malalá hatte seinen Mundbogen in Afrika gelassen. Er wollte sich hier einen neuen bauen. Wie praktisch, dass sein Geschenk bei mir zu Hause an der Wand hing. So konnte ich meinem Pygmäenfreund aus der Patsche helfen.



Malalá spielt auf einem Mundbogen (2001).



Aka-Pygmäen bei einer Bustour durch Berlin. Sie treten am Abend bei einem Konzert in der Philharmonie auf (2001).



Ungewohnte Kost, kurz vor dem Auftritt der Musiker und Sänger in der Berliner Philharmonie (2001).







Kapitel 5

Einer gegen alle anderen

**Sportfotografie ist auch ein
Wettkampf**

*Olympische Spiele in Peking: Florettfechter
Peter Joppich nach einem Sieg (2008).*

Sport gehört in der Fotografie zu den schwierigen Aufgaben. Ich bin als Jugendlicher zwar Radrennen gefahren, doch was ich dabei gelernt habe, reichte als Vorbereitung im späteren Beruf nicht aus. Ein Fotograf, der gut sein will, muss den Ablauf der einzelnen Disziplinen genau kennen. Er sollte im Voraus ahnen oder wissen, was wo und wie geschehen wird und von wo er mit seiner Kamera den besten Blick darauf hat.

Wir verwendeten damals, vor vierzig Jahren, noch das Novoflex-5,6/400-mm-Objektiv mit Pistolengriff. Die Schärfe wurde durch den Druck der Hand am Griff eingestellt. Das Flutlicht in den Stadien war, verglichen mit heute, miserabel. Üblich waren 400 ASA Kodak Tri-X-Filme, die in 30 Grad warmem Entwickler gepusht wurden. Die Redaktionen erwarteten das erste Fußballfoto gegen 21 Uhr – das konnte eng werden, wenn das Spiel erst um 20 Uhr begann. Also: ersten Angriff abwarten, Foto machen, mit dem Auto ins Labor, der Entwickler war schon vorgeheizt, Film in Spiritus getaucht und mit dem Fön das eine, hoffentlich gute Negativ getrocknet, anschließend per Auto in die Redaktion. Geschafft! Das war ich danach auch jedes Mal.

Nach den Olympischen Spielen in München 1972 hatte ich keine Lust mehr auf diese Art von Hetzerei. Die Liebe zur Sportfotografie aber blieb.

An der Qualität von Olympia-Fotos kann man erkennen, welcher Aufwand inzwischen bei solch einem Ereignis getrieben wird. Die großen Agenturen wie Getty, Reuters und dpa mit ihren Partneragenturen reisen in einem riesigen Tross an. Jede von ihnen hat an die dreißig Fotografen und dazu Unmengen Bildredakteure und Helfer im Einsatz; so kommt jedes dieser Fotodepartments auf mindestens fünfzig Kollegen, technisch hoch gerüstet.

Ein Fotograf, der gut sein will,
muss den Ablauf der einzelnen
Disziplinen genau kennen.



Olympische Spiele in Peking 2008, Sportfotografen im Schwimmstadion.



Unter Wasser bei der Kür der Kunstschwimmerinnen (2008).

Im Schwimmstadion etwa platzieren Taucher vor Beginn des Wettbewerbs Unterwasserkameras. Der Fotograf macht seine Aufnahmen ganz normal von der Längsseite des Beckens. Über einen Sender auf dem Blitzschuh seiner Kamera kann er gleichzeitig die Unterwasserkamera auslösen. Die Aufnahmen erreichen den zuständigen Bildredakteur direkt per WLAN. Er macht die Bildunterschrift, und schon geht das Foto an die Redaktionen.

Getty hatte seinen Fotografen bei den Olympischen Spielen in Peking den Innenraum des Stadions exklusiv gesichert. Alle anderen mussten an der Bande in den Graben, wie ihn Leni Riefenstahl 1936 in Berlin erstmalig als Mittel der Inszenierung nutzte. Eine tolle Idee: Aus der Froschperspektive wirken die Wettkämpfer größer und dynamischer.

Zum 100-Meter-Endlauf der Leichtathleten, der traditionell spät abends stattfindet, werden die besten Plätze schon am Mittag von den Assistenten der prominenten Sportfotografen belegt. Die Meister selbst treffen erst sehr spät ein. Einige haben drei, vier Remote-Kameras mit elektronischer Auslösung in Stellung gebracht, auf kleinen Stativen entlang der Bahn sind sie zu Hunderten postiert. Jetzt sind Zoom-Objektive Trumpf. Die Favoriten mit der schnellsten Zeit in den Halbfinals laufen auf Bahn vier oder fünf. Eine der installierten Kameras deckt alle acht Bahnen ab, eine zielt nur auf die Mitte und eine weitere auf mögliche Mitfavoriten. Der Fotograf selbst arbeitet unabhängig davon noch mit seinem 300- oder 400-mm-Objektiv. Der Assistent darf auch irgendetwas auslösen.

Batterie der funkgesteuerten Kameras im olympischen Stadion (2008).







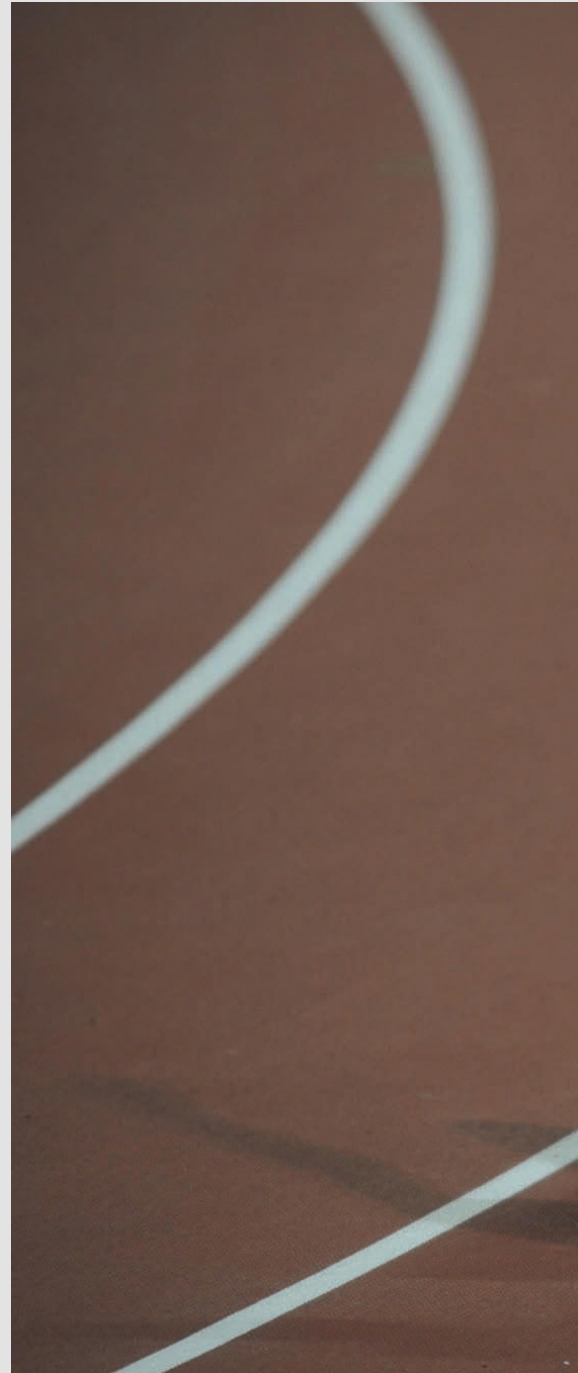


Acht bis zehn Aufnahmen pro Sekunde schafft jede der modernen Kameras. Deren Motoren springen an, sobald die Sprinter im Finish sind, damit jedes Detail festgehalten wird, wie hier beim Staffellauf der Männer. Olympische Spiele in Peking (2008).



Die Bildredakteure sitzen in der Auslaufkurve des Stadions und sehen jedes Detail entweder live oder auf ihrem Fernsehmonitor. So können sie sofort entscheiden, auf welche Szene es ankommt. Macht Usain Bolt wie in Peking zum ersten Mal den »bow«, die Pose des Bogenschützen, so schaut der Bildredakteur direkt danach auf den Laptop der Fotografen, sucht dieses Motiv aus und sendet es mit einem Mausklick ab. Von den großen Agenturen verschickt jede pro Olympiatag mehr als tausend Aufnahmen an die Redaktionen.

Olympische Goldmedaille – der Jamaikaner Usain Bolt wird in Peking zum neuen Superstar der Leichtathletik (2008).





In Peking waren 1500 Fotografen akkreditiert, Bildredakteure und Techniker nicht mitgezählt.

Ich selbst war bei fünf Olympischen Spielen im Einsatz. Die Anzahl der Kollegen dort wächst von Mal zu Mal. Selbst bei Schießwettbewerben, die fotografisch wenig hergeben und nicht gerade Millionen Leser oder Zuschauer fesseln, muss man sich heutzutage seinen Arbeitsplatz mühsam erkämpfen.

Bei solchen Großereignissen unterhalten Kamerahersteller wie Nikon und Canon eigene Servicezentren, um Fotografen bei ihrer Arbeit zu unterstützen. Deren Kameras werden soweit möglich kostenlos repariert und für die Dauer der Reparatur durch Leihgeräte ersetzt. Bei der Fußball-Weltmeisterschaft in Südafrika beispielsweise beschäftigte allein Nikon sechzig Mitarbeiter. Dieser riesige Aufwand ist längst bei Großveranstaltungen üblich.

Für ein Magazin wie den *stern* lohnt es sich inzwischen nicht mehr, eigene Foto-Teams zu entsenden. Vor Olympischen Spielen und Fußball-Weltmeisterschaften schloss man früher noch Verträge mit den führenden Sportfotografen ab. Die mitreisenden Bildredakteure sicherten sich damit das Recht des »first look«: Sie konnten sich die besten Motive aussuchen. Die Nebenschüsse durfte der Fotograf behalten und selbst vermarkten. Die Kosten seines Aufenthalts hatte er schon vorher durch diese Garantien gedeckt. Heute ist das nicht mehr üblich. Fast alle freiarbeitenden Kollegen reisen auf eigenes Risiko und eigene Kosten.

Für ein Magazin wie den *stern*
lohnt es sich inzwischen nicht mehr,
eigene Foto-Teams zu Olympischen
Spielen oder Fußball-Weltmeister-
schaften zu entsenden.



Früh krümmt sich: Die siebenjährige Pan Yi will unbedingt auch einmal bei Olympischen Spielen starten. Vor dem »Vogelnest« genannten Olympiastadion in Peking zeigt sie, was sie schon kann (2008).



Olympische Spiele 2008 in Peking: Dirk Nowitzki feuert seine Mannschaft beim Basketballspiel Deutschland–Angola von der Auswechselbank aus an (2008).



Die deutschen Wasserballer (2008).

Brasilianische Volleyball-Spielerinnen (2008).







Ich hatte das Glück, mich bei meiner Arbeit im Wesentlichen auf zwei Sportarten konzentrieren zu können: den Radsport und die großen Segelwettbewerbe wie America's Cup und Volvo Ocean Race. Solche Spezialisierung hat den unschätzbaren Vorteil, dass man bald alle wichtigen Personen kennt, die einen unterstützen können. Man erwirbt beim täglichen Umgang miteinander viel Fachwissen und über die Jahre das Vertrauen der Protagonisten.



Sehr früh haben wir uns mit dem Radrennstall »Team Telekom« beschäftigt. Ich lernte dabei den jungen Jan Ullrich kennen, als er gerade Amateurweltmeister geworden war und seinen Vertrag bei der Deutschen Telekom unterschrieben hatte. Viele Jahre begleitete ich ihn im Wintertraining oder bei der Tour de France. Ich war dabei, als er 1997 nach der Etappe in Andorra-Arcalis zum ersten Mal das Gelbe Trikot trug. Nach der Zieldurchfahrt und der Dopingkontrolle wollte sein Betreuer Rudy Pévenage ihn mit dem Auto ins weit abgelegene Hotel bringen. Ich

stoppte sie und fragte, ob ich mitfahren dürfe. Man könne reden und telefonieren, so viel man wolle, ich würde kein Wort weitersagen. Daran habe ich mich selbstverständlich gehalten. Beide willigten ein. So machte ich mein Lieblingsfoto von Ullrich im Gelben Trikot, wie er sich auf dem Rücksitz des Autos den Schweiß aus dem Gesicht wischt. Später fotografierte ich noch seinen Koffer mit allen Gelben Trikots in einem Hotelzimmer.



Jan Ullrich, frischgebackener Weltmeister bei den Radamateuren, hat einen Profivertrag beim »Team Telekom« unterschrieben und trainiert auf einsamer Strecke zwischen den Weingärten in Südbaden (1995).



Jan Ullrich, völlig erschöpft nach seinem Etappensieg bei der Tour de France am 15. Juli 1997 in Andorra-Arcalis. Er trägt zum ersten Mal das Gelbe Trikot. Sein Betreuer Rudy Pévenage bringt ihn im Auto ins Hotel.



Einen Tag vor dem Ende der Tour de France 1997: Im Koffer von Jan Ullrich stapeln sich elf Gelbe Trikots.

Solche Spezialisierung hat den unschätzbaren Vorteil, dass man bald alle wichtigen Personen kennt, die einen unterstützen können.



Jan Ullrich beim Warmmachen auf der Rolle vor dem Start, Tour de France 2004.

*Bilder rechts: Jan Ullrich bei der
Zielankunft auf dem Plateau de
Beille, Tour de France 2004.*



Vier Jahre habe ich für ein ganz besonderes Motiv gebraucht, bis ich es endlich vor die Kamera bekam. Ich hatte von einem Telekom-Mitarbeiter, der sich in der Bar verplappert hatte, erfahren, dass Bjarne Riis, damals einer der Spitzenfahrer, nachts in einem Zelt schlafen würde. Ich machte mich schlau und erfuhr: In solchen Zelten wird der Körper durch Sauerstoffmangel gezielt auf Bergetappen in Höhen von 2000 bis 3000 Meter vorbereitet (Hypoxietraining) – was vor allem bei Ausdauersportarten eine Leistungssteigerung bewirkt. Das wollte ich unbedingt fotografieren. »Noch nie gesehen oder davon gehört«, sagten mir Fahrer und Betreuer, die ich darauf ansprach. Dann endlich willigte der »Team Gerolsteiner«-Fahrer Danilo Hondo ein, im Höhenzelt fotografiert zu werden. Ich hatte es endlich geschafft.

Der »Team Gerolsteiner«-Fahrer Danilo Hondo schläft im Trainingslager auf Mallorca in einem Sauerstoffzelt (2004).



Die Tour de France habe ich insgesamt neunmal begleitet. Es war unglaublich anstrengend und unglaublich schön. Die Fotografen, die sich ganz dem Thema Radsport verschrieben haben, bilden mit ihrem Motorradfahrer ein Team. Sie sind von Frühling bis Herbst gemeinsam unterwegs, wohnen im selben Hotel oder sogar Zimmer und sind bei jedem Klassikerrennen und jeder Touretappe mit auf der Strecke. Wir vom »Fußvolk« dagegen müssen mit unseren Autos vorfahren, uns eine Stelle suchen, die wir für günstig halten, und auf das Feld warten, das manchmal binnen 15 Sekunden an uns vorbeirauscht.

Jan Ullrich trainiert mit Kollegen vom »Team Telekom« auf Mallorca (1997).



Nehmen wir an, ich stehe rechts am Straßenrand und hoffe auf ein gutes Bild von Jan Ullrich. Das Feld jagt heran, alles glitzert, alle sind braun gebrannt. Ullrich fährt, wenn ich ihn richtig erkannt habe, leider auf der linken, der falschen Seite. Also kein Foto! Sprung ins Auto, über Nebenstraßen und vierzig bis sechzig Kilometer Umwege versuche ich, wieder vor das Feld zu gelangen. Bin acht Minuten vorher da, und als das Feld auftaucht, habe ich mich auf dessen linke Flanke eingestellt – Jan Ullrich fährt inzwischen rechts. Vorbei, kein Foto heute! Morgen der nächste Versuch.

Es ist mir bewusst, dass von den Fotografen auf den Motorrädern jeden Tag Hunderte Aufnahmen auch in meiner Redaktion landen. Von mir erwartet man das andere, das ungewöhnliche Foto. Manchmal, selten gelingt es sogar. In den drei Wochen der Tour legen wir im Auto etwa 7000 Kilometer zurück, davon sehr viel auf Landstraßen. Es ist schwierig, ein Hotelbett in der Nähe des Start- oder Zielorts zu finden. Da kommen, nachdem man die Ankunft der Fahrer fotografiert, die Bilder ausgesucht, gesendet und im Stau des abfließenden Verkehrs gestanden hat, häufig noch einmal hundert Kilometer Fahrt bis zum Hotel hinzu. Und früh morgens wieder zurück. Nicht nur für die Radprofis, auch für alle im Tross ist es über Wochen und wahrhaftig eine Tortur.



Dem österreichischen Profi René Haselbacher vom deutschen »Team Gerolsteiner« reißt im Spurt kurz vor dem Tour-Etappenziel in Angers der Lenkervorbau seines Rades ab. Nach dem schweren Sturz wird der Verletzte von Sanitätern versorgt (2004).



Ähnlich intensiv geht es beim Segeln zu. Über Jahre habe ich Teams begleitet, vor allem die um den deutschen Weltklassesegler Jochen Schümann. Eine Sportart, die es einem durch ihre Ästhetik leicht macht mit wunderbaren Motiven. Beim America's Cup 2007 in Valencia wollten hundert Fotografen Bilder vom Helikopter aus machen. Aber nur ein einzelner solcher Hubschrauber darf starten, um zu vermeiden, dass der Luftstrom der Rotoren das Rennen beeinflusst. Die Fotografen schreiben also ihre Namen auf kleine Zettel und werfen sie zur Auslosung in eine Mütze. Wer Glück hat, gewinnt bei der Lotterie. Mein Name war dabei. Ich wusste, dieser Tag in der Luft würde mich 3000 Euro kosten. Deshalb habe ich sicherheitshalber die Redaktion in Hamburg gar nicht erst um Zustimmung gefragt. Ich wusste aus Erfahrung: Erst einmal machen, das Ergebnis zählt. Und das war klasse. Im Verlag hat mich niemand je auf die Ausgaben für den Hubschrauber angesprochen.

Beide Bilder: America's-Cup-Wettbewerb im Mittelmeer vor Valencia (2007).





GER 72

GER 72

MX



WEB.DE

1&1

terNetX • Schlund + Partner • Sedo • twenty4help

INTERNET TEAM GERMANY



Im Windkanal wird eine Variante der sogenannten Kielbombe getestet. Das Modell ist im Maßstab 1:2 aus Kunstharz gefertigt (2005).

Der dänische Segler Jesper Bank, Skipper vom United Internet Team Germany, beim morgendlichen Training im Gym (Herausforderungsrunde zum 32. America's Cup, 2007).





Der 515 Quadratmeter große Spinnaker wird mit starken Gebläsen getrocknet (America's Cup 2007).

Ich wusste aus Erfahrung:
Erst einmal das Foto machen,
nur das Ergebnis zählt.







Kapitel 6

Gelobt sei, was anmacht

**Die schwierige Formensprache
der Autofotografie**



*Schlammschlacht: Porsche Panamera
nach einer Wasserdurchfahrt (2007).*

Eine Karosserie, vier Räder: Man lernt sehr schnell, wie schwierig es sein kann, aussagekräftige, ansehnliche oder gar aufregende Fotos von Automobilen zu machen. Vor allem bei Vergleichstests. Nicht schon wieder, habe ich so manches Mal gedacht. Vier Fabrikate, vier ähnliche Typen, die interessant ins Bild zu rücken sind. Unfassbar allein schon, wie viel Platz man dazu braucht. Im Hintergrund stören immer wieder Personen das Bild, andere Autos oder hässliche Bauten. Bei mir sollten Autos frei stehen, schön im Licht. Nichts darf stören, Bewegung wäre auch nicht schlecht. Schließlich sind Autos zum Fahren bestimmt, nicht zum Herumstehen.

Die Wagen für den Vergleich werden frühzeitig bei den Herstellern angefordert und im Falle einer Geschichte für den *stern* nach Hamburg gebracht. Häufig hat man für die Produktion nur einen Tag Zeit oder zwei und hofft auf gutes Wetter, möglichst nicht zu sonnig, wegen der Kontraste. Dann kommen die Fahrzeuge – und gleich zwei davon sind schwarz oder dunkelblau. Wer denkt sich so etwas aus? Dabei wäre doch Unterscheidbarkeit auf den ersten Blick nicht nur im Interesse der Leser und der Hersteller, sondern bei der fotografischen Aufbereitung des Tests hilfreich. Ändern lässt es sich nun nicht mehr.

Mit vier, fünf Autos bricht man zu einem menschenleeren, breiten Strand auf – in Dänemark oder einer ähnlich einsam gelegenen Location. Jedes Testfahrzeug benötigt einen eigenen Fahrer, hinzu kommt ein Chauffeur plus Auto für den Fotografen. Die Autos müssen noch einmal durch die Waschanlage, damit kein Staub und Schmutz den Gesamteindruck trübt.

Dann läuft die Routine ab. Jedes Auto einzeln: stehend von vorn, von der Seite, von hinten, dazu Innen- und Kofferraum. Die Fahrzeuge einzeln fahrend, zusammen fahrend. Das Fotolicht soll möglichst immer gleich sein, wegen der Chancengleichheit.

Anschließend das Kurvenfoto. Schnell muss das Auto sein, aber nicht zu schnell, wir sind ja kein Krawallblatt. Der Fotograf liegt mit seinem Teleobjektiv am Ende der Kurve flach auf der Fahrbahn, damit die Autos möglichst dynamisch erscheinen, und hofft, nicht aus Versehen überfahren zu werden. Zum Glück beherrschen die schreibenden Kollegen vom Motorressort ihre Autos; da braucht man höchstens ein bisschen Angst zu haben.

Auf der Porsche-Teststrecke ist im Asphalt der Kurven glattes Metall verlegt worden. Auf den Platten soll das Auto ins Schleudern gebracht werden (2007).



Dann gibt es natürlich noch die richtig großen Geschichten, mit viel Platz im Heft. Themen, die jedem Reporter Spaß machen, viel mehr als die üblichen Standards.

So habe ich mit meinem Kollegen Frank Janßen den Entwicklungsprozess des Porsche Cayenne und des Porsche Panamera jeweils über mehrere Jahre eng begleitet. Zuerst wurden Verträge abgeschlossen. Sollte ein Foto oder eine Information über das noch zu entwickelnde Auto an die Öffentlichkeit dringen, würden wir beide mit einer hohen Konventionalstrafe belangt. Foto-Handys mussten abgegeben werden. Sämtliche Filme und Speicherkarten wurden von den Presseleuten des Herstellers nach jedem Termin in Verwahrung genommen, um sicherzustellen, dass keines meiner Fotos vorzeitig, beabsichtigt oder zufällig, gedruckt würde. Das Material blieb im Panzerschrank der Porsche AG. Auf die spätere Bildauswahl und den Text hatte der Hersteller laut Vertrag keinen Einfluss. Das auszuhandeln war viel mehr als nur Formsache.

Möglichst schnell musste es uns gelingen, das Misstrauen der Ingenieure zu überwinden. Strenge Verschwiegenheit gehört zu ihrem Job. Sie waren es nicht gewohnt, von Journalisten ausgefragt und bei ihrer Arbeit fotografiert zu werden. Nun saßen wir mit ihnen aber häufig beim Frühstück und Abendessen zusammen. Es war unsere Chance, ihre Vorbehalte gegenüber Fremden, besonders denen von der Presse, langsam aufzuweichen. Das ist uns zum Glück jedes Mal gelungen. Es hat sich gelohnt, wie das Ergebnis bewies.

Möglichst schnell musste es
uns gelingen, das Misstrauen
der Ingenieure zu überwinden.



In der Werkstatt für den Musterbau des neuen Modells (2006).



Musterbau eines Porsche Panamera (2006).



Musterbau eines Porsche Panamera (2006).

Konstruktionszeichnung der künftigen Montagestraße (2006).





Vor der Fahrwerkserprobung des Panamera auf dem Nürburgring in der Eifel (2007).



Walter Röhrl, zweifacher Rallye-Weltmeister, testet den Panamera auf der Nordschleife des Nürburgrings (2008).

Wir waren mit den Ingenieuren beim Sommerhärtest im Death Valley in den USA bei mehr als 50 Grad Hitze genauso unterwegs wie im Norden Kanadas bei 40 Grad Kälte, in Australien bei Langstreckentests wie am Polarkreis im Winter. Immer auf die Kooperation der Ingenieure angewiesen. Irgendwann gehörte man fast zum Team.

Tag und Nacht bestimmte »Benzin« alle Geschichten. Denen, die ein neues Auto entwickeln, gehen die Themen nicht aus. Ständig gab es etwas zu verändern, zu erproben, zu diskutieren. Wie Techniker ticken, wenn sie sich die Welt erklären, das erfuhr man als Außenstehender durch typische, verblüffende Reaktionen.

Zum Team der Entwickler gehörte eine einzige Frau. Einmal sagte ich, dass es doch sicher kompliziert sei, mit so vielen Männern in der Wüste unterwegs zu sein. Männer machen keine Umstände, bei jedem Stopp in die Landschaft zu pinkeln, während eine Frau nicht so leicht einen geschützten Ort finde. Darauf kommentierte einer: »Systembedingter Nachteil.«

Bis zur Produktionsreife durchläuft ein neues Auto zahlreiche Stufen der Entwicklung. Die ersten Modelle sind Einzelanfertigungen. Alle sind schwarz und äußerlich wie durch kosmetische Chirurgie verändert. Kunststoffteile verschleiern besonders markante Konturen der Karosserie, zur Abwehr von potenziellen Spionen oder zum Schutz vor neugierigen Autoliebhabern mit ihren Foto-Handys. Es gibt Firmen, die sich auf das Tarnen dieser sogenannten Erbkönige spezialisiert haben. Nachts werden die Fahrzeuge komplett verhüllt und mit Stahlbändern und Schlössern gesichert.



Traumauto: Ein Panamera bei der nächtlichen Fahrt durch Las Vegas (2007).







Bilder auf dieser Doppelseite: Sommer-Erprobung des Porsche Panamera im Death Valley in den USA (2007).









Heiße Phase: Panamera-Tests bei plus 50 Grad Celsius im Death Valley (2007).



Heiße Phase: Panamera-Tests bei plus 50 Grad Celsius im Death Valley (2007).



Tagsüber sind sämtliche Techniker durch Sprechfunk miteinander verbunden. So können sie sich darüber austauschen, ob etwa bei allen Fahrzeugen bei einer bestimmten Sonnenstellung Reflexe am Armaturenbrett erscheinen oder nur bei einer Innenausstattung in hellem Leder. Akustiker messen Nebengeräusche. Warum hört man die Klimaanlage so deutlich bei 2450 Umdrehungen des Motors, aber nicht bei 2800? Ist das bei allen Wagen so? Sie diskutieren darüber, wie man ein unangenehmes Geräusch definiert. Empfindet das jeder so oder nur jemand unter vierzig? Ist das Geräusch akzeptabel, oder muss es abgestellt werden? Was kostet es, ein Knarzen zu beseitigen? Welche Materialien harmonisieren nicht miteinander? Es hat mich fasziniert und ich habe es geliebt, Menschen zuzusehen und zuzuhören, die ihre Arbeit so ernst nehmen.

Echt cool: Winter-Erprobung des Porsche Panamera bei Yellowknife im Norden Kanadas bei minus 40 Grad Celsius (2008).





Winter-Erprobung des Porsche Panamera bei Yellowknife im Norden Kanadas bei minus 40 Grad Celsius (2008).







Bilder auf dieser Doppelseite: Winter-Erprobung des Panamera im Norden Kanadas (2008).

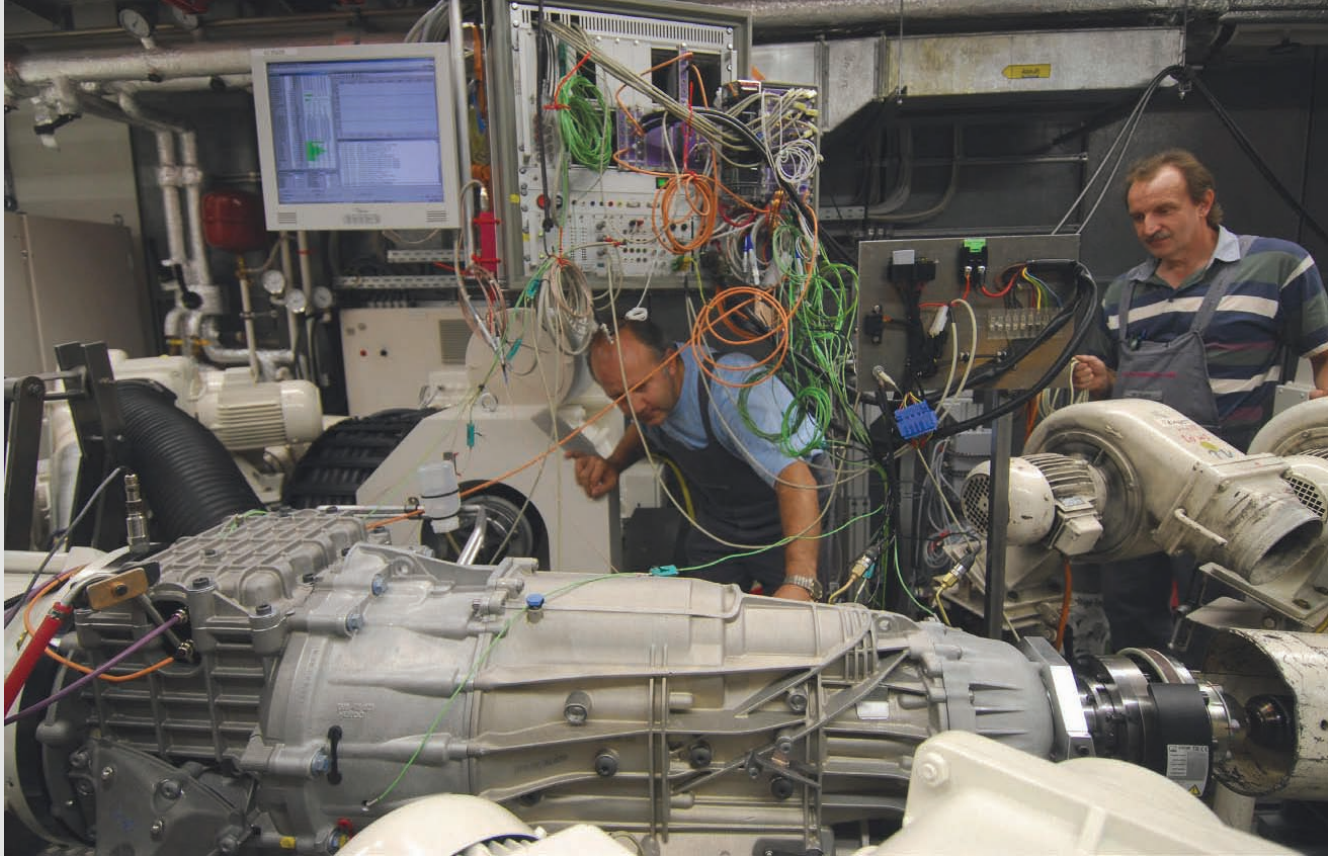




Wir waren von Anfang an bei den Windkanalmessungen dabei, bis schließlich der Doyen der deutschen Rennfahrer, Walter Röhrl, das Auto auf Herz und Nieren testete. Das geschah auf dem Nürburgring und war ein Erlebnis für sich, besonders wenn man neben ihm auf dem Beifahrersitz Platz nehmen durfte. Röhrl, zweifacher Rallye-Weltmeister, fuhr sehr, sehr schnell und trotzdem sehr schonend. Aufregend wurde es, wenn man als Fotograf im offenen Kofferraum des vorausfahrenden Fahrzeugs lag und hoffte, in den Kurven nicht hinausgeschleudert zu werden, obwohl doch ausdrücklich eine nicht zu schnelle Fahrweise vereinbart war. Aber was ist für Profis schon »nicht zu schnell«?

Motorenprüfstand (2007).





Motorenprüfstand (2007).

Walter Röhrl stoppt seine Rundenzeiten mit dem Panamera auf dem Nürburgring (2008).



Die Testmannschaft hatte ein straffes, eng getaktetes Programm. Zeit, um die Autos auch noch für den Fotografen in die Gegend zu stellen oder herumzufahren, war nicht eingeplant. Doch wenn man sie überzeugte, wie wichtig ein spezielles Motiv war, machten die Techniker es möglich.



Doch wenn man sie
überzeugte, wie wichtig
ein spezielles Motiv für
uns war, machten die
Techniker alles möglich.

*Porsche Cayenne auf
dem Contidrom bei
Hannover (2002).*



Erprobungsfahrten mit dem Porsche Cayenne im Südwesten der USA (2002).



Porsche Cayenne in Australien (2002).

Lange fehlte mir die zündende Idee, wie ich den ersten Porsche-Geländewagen, den Cayenne, abbilden könnte. Auf einer langen Fahrt durch die USA sah ich plötzlich Cowboys auf Pferden am Wegesrand, wie sie den Autos hinterherschauten. Da wusste ich schlagartig: mein Aufmacherfoto. Ich erklärte, was ich wollte. Gesagt, getan. Die Autos fuhren im Staub zwischen den galoppierenden Reitern hindurch. Dreimal hin und her, und ich hatte mein Bild. Danke, Gentlemen, das war's. Das Gefühl, die Geschichte ist jetzt rund, es kann nichts mehr passieren, ließ einen innerlich sehr ruhig werden.







Kapitel 7

Agent Orange und die Kinder aus Vietnam

Erst Mensch, dann Fotograf



Keiner hat die Folgen bedacht: Die Amerikaner versprühten im Vietnamkrieg das Entlaubungsgift Agent Orange aus Flugzeugen. Und noch Jahrzehnte danach sind die Auswirkungen an den Menschen und der Natur zu sehen (1989).

Ich werde oft gefragt, welche Geschichte in den Jahrzehnten als Foto-reporter meine Lieblingsgeschichte war. Im Sport war es sicher die Tour de France. Von den Porträts werde ich niemals das eine vergessen, wie Oskar Kokoschka die Stirn von Carl Zuckmayer küsste. Ein Erlebnis aber steht für mich über allen. So oft ich mich daran erinnere, geht es mir nah. Und mit meinen Fotos hat es auch nur am Rande zu tun:

Mehr als 44 Millionen Liter dioxinhaltiges Entlaubungsmittel mit dem Namen Agent Orange haben US-amerikanische Truppen im Vietnamkrieg versprüht. Zehn Jahre lang ließen sie das Gift auf den Dschungel regnen. Die Bäume wurden kahl und verdorrten, Vögel fielen vom Himmel, Menschen erkrankten. Das Dioxin lagerte sich in den Reisfeldern ab. Tiere tranken verseuchtes Wasser. Menschen aßen das Gift in Fleisch, Reis, Gemüse und wurden zu Opfern. Verkrüppelungen und Tumore waren die Folgen, und das auch noch zwei Jahrzehnte später, bei den Kindern und Enkeln der Kriegsgeneration. Im Tu-Du-Krankenhaus von Ho-Chi-Minh-Stadt, dem früheren Saigon, stehen meterlange Regale mit missgebildeten Embryonen in Einweckgläsern. Dokumente, die wir nicht zu drucken wagten.





Wie das Gift nachwirkt: Aufnahmen von missgebildeten Embryonen im Tu-Du-Krankenhaus, Ho-Chi-Minh-Stadt, Vietnam (1989).







*Schwer erkrankte und behinderte Kinder auf dem Land in Vietnam.
Noch immer sind die Böden der Felder und die Flüsse verseucht.
Das Gift gelangt so in die Nahrungskette (1989).*



Fotos der getrennten siamesischen Zwillinge Viet und Duc (vorn) im Krankenhaus in Ho-Chi-Minh-Stadt (1989).



Mein Kollege Jan-Philipp Sendker und ich begleiteten Ronald Gegenfurtner, den Leiter der Aktion Friedensdorf in Oberhausen, nach Vietnam. Er hatte acht Monate zuvor zehn kranke Kinder nach Deutschland geholt, wo sie von Spezialisten kostenlos operiert und behandelt worden waren. Es hat etwas gedauert, bis ich begriff, warum die kleinen Patienten unbedingt jünger als 15 Jahre sein mussten: Damit sie in Deutschland nicht um Asyl bitten konnten. Noch während der Behandlung wurde darauf geachtet, dass die Kinder engen Kontakt zu ihren Familien behielten, mit Fotos und Briefen. Nach ihrer Genesung wurden sie wieder zu ihren Eltern nach Vietnam gebracht. Ronald Gegenfurtner flog auch in andere Kriegsgebiete, etwa nach Afghanistan, um Kindern zu helfen. Er war ein wirklich bemerkenswerter Mann. Leider ist er 2009 verstorben.



Ich selbst habe keine Kinder. Ich hatte nicht die Spur einer Ahnung, was uns bevorstand: mit zehn vietnamesischen Kindern im Billigflieger über Dubai, sechs Stunden Aufenthalt, und Bangkok, eine Nacht im Hotel, weiter nach Ho-Chi-Minh-Stadt zu reisen. Als ich die Kinder sah, war es mit meiner anfänglichen Beklommenheit vorbei. Ihre ansteckende Fröhlichkeit, ihre Unbekümmertheit, obwohl einige nach wie vor im Rollstuhl saßen, waren überwältigend. Die deutschen Betreuer weinten, als sie sich am Flughafen nach so langer Zeit von ihren kleinen Schützlingen trennen mussten.



Schwerer Abschied: Olaf Strasberg, Zivildienstleistender bei der Organisation Friedensdorf, mit Nga, einem der Kinder (1989).

Als hätten wir nie etwas anderes getan, trugen wir die Kinder in den Flieger hinein und später wieder heraus, kümmerten uns um sie, wenn sie auf dem Flughafen in Dubai Rollstuhlrennen veranstalteten, und bremsen sie, als sie nachts um drei in Bangkok auf dem Hotelflur ihre Rallye fortsetzten. Und waren selbst überglücklich, sie in den Armen ihrer Eltern zu sehen.

Zwischenstation in Bangkok mit Harald Schmitt, hinten links, und Jan-Philipp Sendker, rechts (1989).



Ronald Gegenfurtner wurde in Ho-Chi-Minh-Stadt vom Bürgermeister mit einem Orden ausgezeichnet. Mein junger Kollege verliebte sich in die wunderbare Dolmetscherin. Wir fuhren gemeinsam durch das Land, auf der Suche nach Kindern, die eine Operation brauchten. Offizielle Unterlagen und Zahlen zu den Dioxinopfern gab es nicht.

Hier darf ich aus dem Text von Jan-Philipp Sendker zitieren:

»Ich hatte von einer Art Mondlandschaft gelesen, in der nichts wächst außer grün-braunem, meterhohem Gras. Hatte von ausgetrockneten, abgestorbenen Feldern gehört. Niemand hatte mir etwas von der Stille gesagt. Wo früher Tausende von Tieren lebten, wo Schlangen raschelten, Insekten sirrten, Vögel sangen, ist nichts mehr zu hören. Die Stille ist so unerträglich, dass ich mir die Ohren zuhalte. Ich höre das Rauschen meines Blutes, und abends kommen die Erinnerungen.«

Vietnamesisches Kind mit verkrüppelten Armen (1989).



Dann begann der fast unerträgliche Teil der Aufgabe. Ronald Gegenfurtner musste Kinder auswählen, die er zur Operation mitnehmen konnte. Mehr als hundert wurden von ihren hoffnungsvollen Eltern gebracht, nur für zehn gab es Platz. Der Mann von der Aktion Friedensdorf Oberhausen fasste einige der Kleinen sachte an, spürte dank seiner Erfahrung, wo es keine Aussicht auf Heilung gab. Wenn er die Eltern wortlos anschaute, verstanden sie, was er nicht zu sagen brauchte.

Ronald Gegenfurtner, Leiter der Hilfsorganisation Friedensdorf, untersucht die für eine Operation in Deutschland infrage kommenden Kinder (1989).





Aufgeatmet habe ich, als dieser schreckliche Teil unserer Reise vorüber war. Jetzt waren da zehn weitere Kinder, die trotz ihrer Behinderungen und Krankheiten fröhlich und ausgelassen waren. Wieder begann eine umständliche Flugreise. Wieder gab es Rollstuhl-Verfolgungsjagden in Wartehallen und Hotels. Wir waren glücklich – es hätte ewig so weitergehen können.



Kleine Rollstuhlrennfahrer auf dem Flughafen in Bangkok (1989).



Hoanh Anh wurde in Deutschland operiert und zeigt sich jetzt voller Stolz in seinem neuen Rollstuhl (1989).



Kapitel 8

Auf den Punkt!

Über das Denken in Doppelseiten



Spezialeinheiten des sowjetischen Innenministeriums eröffnen das Feuer auf lettische Zivilisten, die am 20. Januar 1991 in Riga demonstrieren. Es gibt mehrere Tote. Wenig später erlangt die baltische Republik ihre Unabhängigkeit.

Das ist mein Lieblingsthema: die Reportage. Sie wird dann zur hohen Kunst, wenn sie – um es in einem Bild auszudrücken – ein großes Thema in einer Nussschale präsentiert, also mit nur einem Foto oder in ganz wenigen Aufnahmen eine Geschichte zu erzählt. Das ist Robert Capa mit seinem Foto des sterbenden Soldaten im Spanischen Bürgerkrieg gelungen. Oder Robert Lebeck mit dem Foto des auf einer großen Parade geklauten Säbels im Kongo. Jewgenij Chaldej fotografierte bei Kriegsende das Hissen der Sowjetflagge auf der Ruine des Reichstages in Berlin. Bilder, die Ikonen wurden.

In einem Magazin wie dem *stern* gibt es Platz für viele Fotos. Und manche Bildstrecken laufen über mehrere Doppelseiten. Doch verglichen mit der Zahl der wenigen Beiträge und vielen Fotos etwa in GEO oder National Geographic bleibt das Spielfeld für *stern*-Fotografen doch überschaubar. Für uns ist es Pflicht, ein Thema kurz und knapp auf den Punkt zu bringen. Es ist einfacher, wenn viele Doppel- und Einzelseiten zur Verfügung stehen. Nicht die Anzahl der fotografierten Motive wird deshalb geringer, nur die der abgedruckten Fotos.

In der Bildredaktion des *stern* gehen jeden Tag im Durchschnitt 15 000 Fotos ein. Unverbindlich, zur Sichtung. Die Bilder, die das Magazin in Auftrag gegeben hat, kommen noch hinzu. Doch die Umfänge einer Ausgabe sind begrenzt. In der Dienstkongress, mehr als eine Woche vor Erscheinen, beginnt der Kampf um die Plätze. Welches Thema hat das Zeug zur Titelgeschichte? Welche Fotostrecke bekommt mehr Raum? Die Politik, das Aktuelle, Hochwasser, Katastrophen, Atombombenversuche, Attentate, Rücktritte, Neuwahlen, Filmstarts, Videospiele, Humor, Reise, Motorthemen, alles ist wichtig und drängt ins Blatt. Ständig kämpfen die Ressortleiter um ihre Geschichten. Bleibt da noch Platz für die ruhige, lang auserzählte Geschichte? Die, von der jeder Fotograf träumt? An der man jahrelang gearbeitet hat? Manchmal gelingt es dann doch noch.



Schleswig-Holsteins Ministerpräsident Uwe Barschel beteuert am 18. September 1987 auf der sogenannten Ehrenwort-Presskonferenz im Kieler Landeshaus, dass er mit den schmutzigen Vorgängen im Wahlkampf gegen seinen SPD-Konkurrenten Björn Engholm nichts zu tun hatte.

Die Reportage. Sie wird dann zur hohen Kunst, wenn sie ein großes Thema in einer Nusschale präsentiert.







Peking 1989, das Gesicht der Revolte: Furchtlos schwenkt die zwanzigjährige Biologiestudentin Xia die Fahne ihrer Hochschule über dem Platz des Himmlischen Friedens, wo Tausende Demonstranten ihr Lager aufgeschlagen haben. Ihr Protest richtet sich nicht gegen den Sozialismus, sondern gegen die Unfreiheit.

Wir stern-Fotoreporter wurden darauf getrimmt, uns möglichst kurz zu fassen, schnell auf den Punkt zu kommen.



Angehörige von Betriebskampfgruppen bei der Feier zum 20. Jahrestag des Mauerbaus in Berlin am 13. August 1981.

Wir *stern*-Fotoreporter wurden darauf getrimmt, uns möglichst kurz zu fassen, schnell auf den Punkt zu kommen. Einige Beispiele dazu waren in meiner Ausstellung »Sekunden, die Geschichte wurden« im Martin-Gropius-Bau in Berlin zu sehen. Es ging um den Zusammenbruch des Sozialismus in sieben Ländern. Selbst einschneidende politische Veränderungen konnte ich in wenigen Szenen erzählen. Dazu benötigte ich allerdings außer Fleiß auch viel Glück.

Im August 1980 streikten die Arbeiter der Lenin-Werft in Danzig. Die Werftleitung hatte die Kranführerin Anna Walentynowicz entlassen. Die Situation spitzte sich dramatisch zu. Mein Kollege Dieter Bub und ich fuhren sofort hin und verbrachten Tage auf der Werft. Da tauchte Lech Walesa auf. Jahre zuvor war der Elektriker ebenfalls entlassen worden. Er setzte sich an die Spitze der Streikenden. Auf einem meiner Fotos wird er nach den Verhandlungen mit der Werftleitung und der Parteiführung von Arbeitern auf den Schultern getragen. Später wurde er zum Vorsitzenden der neu gegründeten freien Gewerkschaft Solidarnosc gewählt und noch später Staatspräsident in Polen.





Lech Walesa: Der Elektriker gehörte zum Komitee des 1970 blutig niedergeschlagenen Streiks auf der Danziger Werft, er saß im Gefängnis und verlor seinen Arbeitsplatz. Jetzt holen ihn die Arbeiter zurück und machen ihn zu ihrem Anführer (1980).

Worauf es mir ankam, zeigt mein Foto: Walesa, Hand in Hand mit Anna Walentynowicz. Jeder wusste, sie hat ihm nie getraut. Sie war es, die Stärke bewies und nicht einlenkte. Weil sie entlassen werden sollte, kam es zum Streik, zur Gründung der Solidarnosc. Mit ihr hatte alles begonnen. Doch Walesa ergriff das Steuer – Walentynowicz wurde danach beinahe vergessen.



Selbst einschneidende politische Veränderungen konnte ich in wenigen Szenen erzählen. Dazu benötigte ich allerdings außer Fleiß auch viel Glück.



Da hielten sie noch fest zusammen: die Kranführerin Anna Walentynowicz und der Elektriker Lech Walesa in der Danziger Leninwerft. Bald danach wurde Walesa zum Anführer des landesweiten Streiks der Gewerkschaft (1980).

Die Arbeiter der sozialistischen Nachbarländer nahmen sich Polen zum Vorbild und opponierten gegen ihre eigenen Regierungen. Nach und nach brach ein Land nach dem anderen aus dem Warschauer Pakt. Ohne die kleine unbeugsame Arbeiterin Anna Walentynowicz wäre es nie zum Streik auf der Werft gekommen. Sie stand am Beginn jenes Zusammenbruchs, der dank Michail Gorbatschow in den meisten Ländern ganz ohne Blutvergießen ablief. Es hätte auch in einem Dritten Weltkrieg enden können.



Verzweiflung: Die Mutter des von sowjetischen Omon-Sondertruppen in Riga erschossenen lettischen Kraftfahrers Robert Murnieks bricht an seinem Grab in Tränen aus (1991).



Lenins Ende: Die mit seinem Namen verbundene politische Epoche, die einst mit der Oktoberrevolution in Russland begonnen hatte, ist überall in Europa überwunden. Am Rand der litauischen Hauptstadt Vilnius verrottet im September 1991 das gestürzte Denkmal.

Im Dezember 1981 besuchte Bundeskanzler Helmut Schmidt den Staatsratsvorsitzenden der DDR, Erich Honecker. Bei den Gesprächen war nicht viel herausgekommen. Schmidt sagte später, Honecker sei ein Gegner geblieben. Bei der Verabschiedung der beiden auf dem Bahnhof in Güstrow schenkte Erich Honecker dem erkälteten Helmut Schmidt ein Bonbon – eine Geste, die ich im Foto dokumentieren konnte. Vielleicht lag es am Bonbon, dass Schmidt Honecker später als einen freundlichen Gastgeber bezeichnete.



Schöner Schein: Am 13. Dezember 1981 verabschiedet Erich Honecker in Güstrow den Bundeskanzler mit einem Lachen und einer Süßigkeit. Dabei hat die kommunistische Führung in Warschau gerade das Kriegsrecht über Polen verhängt, was alle Offiziellen auf dem Bahnhof wissen.



Im November 1989 demonstrierten 100 000 Menschen in Prag gegen ihre Regierung. Zu einem Symposium hatten sich die Intellektuellen des Landes versammelt. Auf dem Podium saßen unter anderem Václav Havel und der Kopf des »Prager Frühlings« von 1968, Alexander Dubcek. Auf drei kurz hintereinander geschossenen Fotos sieht man, wie Havel eine Hand ans Ohr hält. Offenbar hat ihm jemand etwas zugerufen, das er nicht genau verstehen konnte. Auf dem nächsten Foto umarmen Dubcek und Havel einander. Und auf dem dritten prosteten sie sich mit Sekt zu, offensichtlich ein feierlicher Augenblick.

Was war da geschehen? Jemand aus dem Publikum hatte Havel zugerufen: »Die Regierung ist zurückgetreten!« Unglaublicher Jubel brach aus, und unter Tränen wurde die Nachricht gefeiert. Ich hatte diesen wichtigen Moment im Bild. Václav Havel wurde später Präsident der Tschechoslowakei.





Im Jahr 1991 fotografierte ich, wie Boris Jelzin den amtierenden sowjetischen Präsidenten und Generalsekretär der Kommunistischen Partei, Michail Gorbatschow, bei dessen Rede im Weißen Haus in Moskau unterbrach und einen Lügner nannte. Es war der Augenblick, als Gorbatschow entmachtet wurde.



Auf einem anderen Bild hissen junge Leute auf einem Hochhaus in Moskau zum ersten Mal wieder die russische anstelle der sowjetischen Flagge. Das symbolisierte vor aller Augen das Ende der UdSSR, der Sowjetunion. Und ich stand mit der Kamera direkt daneben.





Kapitel 9

Mitgefangen, mitgehangen

**Was Professionalität mit Gewissen
zu tun hat**



*Mit Cyanid gefangene und vergiftete
Fische in Indonesien. Aufkäufer aus
Hongkong nehmen die Fische ab und
vermitteln sie an Edelrestaurants (1996).*

Hier möchte ich von drei Beispielen erzählen, die den Reporter nicht gut aussehen ließen. Beim einen hatte er Glück, beim anderen keine Ahnung, und beim dritten Mal war er leider dumm. Keine Geschichten von der Sorte: Der Chefredakteur haut einem erfreut auf die Schulter, sagt »Tolle Story!« und zwingt einem 500 Euro mehr Gehalt auf. Es ist viel anschaulicher, wie ich dreimal beinahe meine Festanstellung verlor. Die Namen der außer mir an diesen Lehrstücken beteiligten Kollegen tun hier nichts zur Sache.

Am 23. Februar 1984 starb in Sheerness-on-Sea in Kent der bedeutende deutsche Schriftsteller Uwe Johnson, ein Mitglied der Gruppe 47. Ein Kollege vom Kulturressort und ich sollten nach England fliegen, um von Johnsons Leben zu berichten. Kurz vor dem Abflug bekam ich einen anderen Auftrag, und statt meiner flog eine freie Fotografin mit. Die Polizei hatte das Haus des Verstorbenen versiegelt. Die Kollegen überredeten die Beamten, es für einen kurzen Rundgang betreten zu dürfen. Danach wurde die Tür erneut versiegelt. Da die beiden aber kaum hatten fotografieren und herumstöbern können, beschlossen sie, noch einmal hinzugehen. Sie täten ja keinem weh, mögen sie geglaubt haben. Also stiegen sie gesetzwidrig durchs Fenster ein, durchsuchten die Räume, machten Fotos und verließen das Haus. Die Polizei stellte die beiden, und die Sache kam der Chefredaktion zu Ohren. Der fest angestellte Textkollege wurde fristlos entlassen, die freie Fotografin bekam nie wieder einen Auftrag. Ich habe mich damals oft gefragt: Wäre ich auch eingestiegen? Was für ein Glück, dass ich mich nicht entscheiden musste.

Für eine Reisegeschichte fotografierte ich die Liparischen Inseln vor der Küste Siziliens. Im Hotel erhielt ich die Nachricht aus Hamburg, anschließend ginge es weiter nach Tokio. Das Thema: »Verrückte Indoor-Sportarten in Japan«. Angeblich liefen die Japaner Ski und spielten Golf in riesigen Hallen. Außerdem sollte es Hangar-ähnliche Bauten geben, in denen geangelt wurde und die gefangenen Fische gleich wieder ins Wasser geworfen wurden. Der Leiter des Sportressorts wollte vorausfliegen, alle Termine klären, ich hätte dann sieben Tage Zeit, um fünf Doppelseiten als Aufmacher für das nächste Sportjournal zu fotografieren.

Mein Einwand, in Japan eine Fotoerlaubnis zu bekommen, sei alles andere als einfach, zog nicht. Es hieß, der Kollege kenne sich bestens aus, besorge die Genehmigungen, erfahrene Dolmetscher seien vorhanden. Traumhaft: Ein anderer bereitet alles vor, und ich mache jeden Tag eine Doppelseite. Leichter ging's nicht.

Ich flog von Paris aus nach Tokio. In derselben Maschine saß – genau: mein Kollege. »Hatte Schnupfen. Ging nicht eher, schade. Mach dir keine Gedanken«, beruhigte er mich. Mir wurde mulmig.

In Japan stellte sich nach zwei Tagen heraus: Es gab zwar eine Skihalle, doch die war nur im Winter in Betrieb. Wir hatten aber Sommer. Alle anderen Hallen befanden sich gerade mal im Planungsstadium. Was tun? Es gab kein Ersatzthema.

Teilnehmer einer Tauchschule in der City von Tokio (1985).





Vater und Sohn baden in der vergoldeten Wanne eines Schwimmbades in Japan (1985).

„Wir stellen doch keine Bilder.
Für solche Aktionen bin ich nicht
der richtige Fotograf“, sagte ich.

Wir liefen wie die Tiger im Hotelzimmer hin und her. Versuchten, über japanische Fotoagenturen Bilder zu beschaffen. Es gab nur schlechte Aufnahmen aus der Skihalle. Wir verschoben fürs Erste den Alarmanruf nach Hamburg. Vielleicht gelang es uns doch noch, auf die Schnelle eine eigene, interessante Sportgeschichte zu entwickeln? Das war, wie sich herausstellen sollte, ein Fehler.

Mein Kollege kam auf die Idee, man könnte einen Sumo-Ringer auf ein Motorrad setzen und in einer Halle ... Ich ließ ihn gar nicht ausreden. »Wir stellen doch keine Bilder. Für solche Aktionen bin ich nicht der richtige Fotograf«, sagte ich.

Freeclimber trainieren am Abend an einer Wand in der City von Tokio (1985).



Schließlich riefen wir in Hamburg an. Die Zeit rannte uns davon. Ich wollte nichts unversucht lassen und fotografierte jeden Japaner in Turnhose, den ich zu sehen bekam. Alles, um nicht mit leeren Händen dazustehen. Doppelseiten waren das natürlich nicht.

Nach einem langen Arbeitstag dreschen japanische Manager zur Entspannung noch mal auf den Baseball ein (1985).



Auf dem Rückflug fragte mein Kollege, ob ich nicht gleich weiter nach Berlin fliegen wolle. Er könne ja meine Fotos mitnehmen. Ich war froh, bei dieser elenden Diavorführung in der Chefredaktion nicht dabei sein zu müssen.

Golf ist ein beliebter Sport in Japan. Wer wie diese Frauen den richtigen Schwung und präzisen Schlag üben will, findet auch nachts geöffnete Trainingsplätze (1985).





*Manche dösen, andere lesen, einer aber übt unverdrossen die Stellung beim Abschlag:
Szene aus einer Metro in Tokio (1985).*

Unsere Geschichte wurde zu Recht nicht gedruckt. Mir fiel in den folgenden Wochen auf, dass neue Aufträge ausblieben. Irgendwann erkundigte sich ein befreundeter Grafiker, was denn zwischen mir und dem schreibenden Kollegen vorgefallen sei. Der Chefredakteur habe sich in der Konferenz nicht nur über meine wenig überzeugenden Bilder aufgeregt, sondern noch mehr über die Bemerkung des Ressortleiters, ich hätte ihm gleich zu Beginn gesagt, ich sei für die Geschichte bestimmt nicht der richtige Fotograf.

Sofort flog ich nach Hamburg, um die Tatsachen klarzustellen. Der Chefredakteur hörte sich meine Erklärung an und schaute dabei aus dem Fenster. Dann sah er mich an und sagte: »Das mag ja alles so stimmen, wie Sie sagen, aber wenn Sie für den *stern* unterwegs sind und Fotos machen, liegt die Messlatte sehr, sehr hoch. Entweder Sie springen drüber, oder Sie müssen gehen. Sie hätten sich niemals dazu hinreißen lassen dürfen, Fotos zu machen, die schlecht sind. Besser, Sie hätten gar nichts gemacht, dann wäre die Sache auch nicht an Ihnen hängen geblieben! Aber so ...«

Fortan hatten es Bildredakteure, die mich einsetzen wollten, richtig schwer, damit durchzukommen. Der Chefredakteur wollte mich loswerden. Zum Glück verließ er bald darauf das Magazin. Ich konnte danach wieder normal arbeiten.

„Sie hätten sich niemals dazu hinreißen lassen dürfen, Fotos zu machen, die schlecht sind. Besser, Sie hätten gar nicht fotografiert.“

Jahre später sollte ich in Indonesien eine Reportage über den Fang von Edel- und Zierfischen mit Zyanid machen. Die Edelfische wurden, trotz des Einsatzes von Gift, an Feinschmeckerrestaurants weltweit verkauft. Reiche Chinesen aßen vom Napoleonfisch nur die wulstigen Lippen, der Rest wurde weggeworfen. Viele der Zierfische starben sofort, die anderen wurden teuer verkauft und verendeten bald in Aquarien. Mein Begleiter war ein Kollege aus dem Wissenschaftsressort. Klar, eine solche Geschichte ist sehr schwer zu realisieren. Fast so, als wollte man Einbrecher auf frischer Tat fotografieren. Und solch eine Recherche kann sich endlos hinziehen. Wie sollten wir in dem riesengroßen Ozean diese Fischer finden? Würden sie sich fotografieren lassen? Mit Zyanid zu fischen war schließlich strafbar.

Mein Kollege hatte Kontakt zu einer Umweltorganisation, die uns helfen wollte. Eine Übersetzerin und eine Meeresbiologin waren mit an Bord. Nach ein paar Tagen sahen wir die ersten Fischer. Leider hielten sie unser Boot für eine Polizeipatrouille. Sobald wir Kurs auf sie nahmen, warfen sie den Heckmotor an und flüchteten über Untiefen in flache Gewässer. Wir versuchten es tagelang immer wieder. Die Redaktion hatte uns nicht losgeschickt, um mit leeren Händen heimzukommen. Und ich hatte mir gemerkt: Die Messlatte liegt sehr hoch.



Schwere Beute: Ein Händler in Hongkong trägt einen Napoleonfisch davon (1996).

Bei unserem allerletzten Versuch flüchteten wieder drei der Fischer, jedoch nicht sehr weit. Ihr Stelzenhaus im Wasser lag ganz in der Nähe. Wir vier ruderten also mit unserem kleinen Beiboot zur Hütte und wurden dort zwar nicht erfreut empfangen, aber immerhin willkommen geheißen. Es begann ein gegenseitiges Abtasten. Die Fischer ahnten, dass wir nicht einfach so zu Besuch gekommen waren. In ihrem Boot entdeckte ich den verräterischen langen Schlauch, den Kompressor und die Plastikflasche. Wir waren an der richtigen Adresse.

Nach den Höflichkeitsfloskeln kamen wir allmählich zur Sache. Nein, von Zyanid hatten sie natürlich noch nie gehört, wozu das denn gut sei? Wir versicherten ihnen, sie nicht anzeigen oder bestrafen zu wollen. Viel lieber wollten wir etwas über ihre gesundheitliche und finanzielle Situation erfahren und Fotos machen, unter Wasser, beim Fischen. Ich merkte, sie hatten Gefallen an meinem Taucheranzug gefunden. Ich versprach, ihnen den Anzug als Honorar zu überlassen. Wies ausdrücklich darauf hin, dass sie damit auf keinen Fall länger tauchen durften als ohne. Wir wurden uns bald handelseinig. Den Anzug fanden sie wohl unwiderstehlich.



*Wie findet man die Stelzenhäuser der Zyanid-Fischer im indonesischen Archipel?
Mit Glück und viel Geduld (1996).*







Zu viel Gift: indonesischer Fischer mit schwer mitgenommenem Fang (1996).

Mein Foto wurde richtig gut. Ein
einziges, ausdrucksstarkes Bild für
einen komplizierten Zusammenhang.

Ich hatte natürlich keine Lust, in einen Schwall Zyanid zu tauchen. Außerdem ist das Gift unsichtbar, was kein gutes Foto abgibt. Also füllte ich etwas Milch in die Flasche, das war ungefährlich, und man konnte den hellen Schleier im Wasser erkennen. Mein Kollege warnte mich wieder, Zyanid sei unsichtbar. Ich hörte leider nicht auf ihn. Mein Foto wurde richtig gut. Ein einziges, ausdrucksstarkes Bild für einen komplizierten Zusammenhang. So, wie ich es gern mag. Ich war wirklich froh. Das fast Unmögliche war uns gelungen!

In Hamburg sagte ich meiner Ressortleiterin: »Alles prima gelaufen.« Danach editierte ich meine Dias. Das erste zeigte keinen Milchsleier, das zweite etwas mehr Schleier, danach noch mehr. Auf dem letzten Bild eine weiße Wolke. Ich beschloss, für ein paar Sekunden Held zu sein, packte die Dias in dieser Reihenfolge in den Projektor und freute mich schon auf die Frage: »Bist du wahnsinnig, in dieser Giftwolke zu schwimmen?« Um zu erwidern: »Nein, natürlich nicht. Es handelt sich um Milch.« Das war mein idiotischer Plan. Fatal!

Ich wollte gerade mit meinem Vortrag anfangen, sprach noch über Nebensächliches mit dem Chefredakteur, als der Artdirector den Projektor einschaltete und zack-zack-zack beim vierten Foto landete, mit dem starken weißen Schleier unter Wasser. Der Chefredakteur, der die drei ersten Bilder nicht gesehen hatte, reagierte sofort: »Da stimmt doch was nicht!«

Ich stand da wie an die Wand genagelt. Jetzt war ich nicht, wie geplant, der clevere Fotograf. Ich war der Betrüger! Stotterte etwas von Milch und »kein Zyanid«, »besser fürs Foto und für mich« – zu spät.

Ich bekam einen Brief von der Chefredaktion: Man sei entsetzt, dass ich nach so vielen Jahren sauberer Arbeit zu so etwas fähig gewesen war. Wie enttäuscht man sei. Hätte ich nicht schon oft bewiesen, dass man mir absolut vertrauen könne, müsste ich jetzt meinen Arbeitsplatz räumen. Immerhin, es gab keine Abmahnung.



Ein Fischer zeigt, wie er die Beute betäubt. Bei dieser Demonstration fürs Foto verwendet er nur harmlose Milch (1996).

Mein Foto wurde richtig gut. Ein
einziges, ausdrucksstarkes Bild für
einen komplizierten Zusammenhang.

Die Geschichte wurde natürlich nicht gedruckt. Jahre später kam das gleiche Thema nochmals auf. Doch diesmal gelangte meine Doppelseite tatsächlich ins Blatt. Die Bildunterschrift hieß: Hier demonstrieren Fischer fürs Foto mit harmloser Milch, wie sie sonst mit Zyanid fischen.

Ich fühlte mich damit halbwegs rehabilitiert. Trotzdem geht mir diese Sache bis heute nach.

Wer als Reporter unterwegs ist, kann in Situationen kommen, die eine blitzschnelle Entscheidung erfordern. Ohne Zeit zum Überlegen, wie weit man für eine Geschichte gehen will. Ob man etwas vor sich selbst und der Redaktion verantworten kann. Ich bin froh, noch nie in solch einer Lage gewesen zu sein.

Ein berühmtes Beispiel dafür ist das Foto des toten Ministerpräsidenten Uwe Barschel in der Hotelbadewanne in Genf. Ein Fotograf und sein schreibender Kollege versuchten, ein Interview mit Uwe Barschel zu bekommen. Sie hatten mehrfach bei ihm angerufen, hatten angeklopft, aber keine Antwort bekommen; die Zimmertür im Hotel war nicht verschlossen. Die Kollegen riefen Barschels Namen. Die Situation kam ihnen nicht geheuer vor. Der Journalist betrat laut rufend das Hotelzimmer und fand den Ministerpräsidenten leblos in der Wanne liegend. Der Fotograf blieb draußen – er wollte das Zimmer nicht betreten. Deshalb machte der schreibende Kollege das berühmt gewordene Foto. Dem Fotografen wurde vonseiten der Redaktion aus seiner Verweigerung kein Vorwurf gemacht. Wir hatten ja unser Bild. Die Reaktion der Chefredakteure kann ich mir sehr gut vorstellen, wären die beiden ohne Foto nach Hamburg gekommen.

Ich weiß, ich hätte fotografiert. Es war ein Ereignis von überragender Bedeutung. Es musste dokumentiert werden.



Kapitel 10

Immer in tragender Rolle: der Fotograf

**Wie man auf Reportage perfekt
ausgerüstet ist**



*Armut in Äthiopien: stern-Fotoreporter
Harald Schmitt unterwegs im Norden
des Landes (1983).*

Seit ich professionell fotografiere, arbeite ich mit Nikon-Kameras: von der F1 bis zur F5, danach die erste digitale D1 bis zur heutigen D3s. Als Canon mit Ultraschall-Objektiven auf den Markt kam, bin ich einmal umgeschwenkt, aber gleich wieder zurückgekehrt, nachdem Nikon diese Linsen ebenfalls anbot.

Früher, in der analogen Zeit, reiste ich mit drei Kameras und Festbrennweiten von 18, 24, 35, 50, 85, 180 und 300 bzw. 400 mm. Dazu jede Menge Schwarz-Weiß- sowie Farbfilme. Drei Kameras waren nötig, da man vorher nicht wusste, ob die Geschichte in Farbe oder Schwarz-Weiß gedruckt werden sollte. Ich lud zwei Kameras mit dem Material, von dem ich annahm, dass es verlangt würde. In der dritten Kamera hatte ich das Alternativmaterial oder fotografierte damit in Farbe für das Archiv. Wir konnten damals »rasend« schnell die Objektive wechseln.

Mein Kollege Mihály Moldvay und ich fotografierten den Zusammenbruch des Sozialismus in der Tschechoslowakei. In Schwarz-Weiß. So war es vor unserem Start beschlossen worden. Große Reportage! Demonstrationen, Plakate, Fahnen und so weiter. Ich fuhr, wegen des Redaktionsschlusses, mit Höchstgeschwindigkeit von Prag nach Hamburg und nahm Mischas Filme mit. Der diensthabende Chefredakteur aber meinte, die Bilder sähen ja genauso aus wie die ein paar Wochen zuvor aus der DDR. Der Unterschied sei nur an den Nationalflaggen zu erkennen. Also druckten sie alles in Farbe. Weder Mischa noch ich hatten genügend Motive in Farbe aufgenommen. Leider. So konnten wir uns dann ein paar Tage später die Farbreportage freier Kollegen im *stern* ansehen. Es gab keine Vorwürfe. Unangenehm war es trotzdem. Dabei hatte der Chefredakteur ausdrücklich Schwarz-Weiß angesagt. Es half nichts. Man kann nicht auf jede Situation vorbereitet sein.



*Eine Polizeikette sichert den Besuch von US-Außenminister Alexander Haig ab.
Der Anlass: eine Demonstration gegen die Stationierung atomarer Mittelstrecken-
raketen in Deutschland (Berlin 1981).*



Auf der Wolfsjagd in der Mongolei an der russischen Grenze, Februar 1996.

Heute ist mit den digitalen Kameras vieles einfacher geworden. Wenn auch nicht unbedingt leichter. Zwei Kameras, jede Menge Gigabyte und drei Zoom-Objektive – Schwergewicht. Diese verdammten Lichtstärke-2,8-Objektive sind in jeder Hinsicht eine Wucht. Ja, ich weiß, die Kamera liegt besser in der Hand, verwackelt weniger. Stimmt genau! Aber so reden nur Studiofotografen und Bildredakteure. Die nicht den ganzen Tag mit zehn Kilo schweren Kamerataschen auf der Schulter herumlaufen müssen.

Ich trage in meinem Domke-Bag immer zwei Kameras und drei Zoom-Objektive (16-35, 24-70 und 70-200 mm), dazu einen Doppelkonverter, zwei Blitzgeräte Nikon SB 900, drahtlose externe Blitzsteuerung, acht Chipkarten, Lederlappen zum Trocknen der Kameras bei Regen, Visitenkarten und angeblich keine Extrabatterien für die Blitzgeräte. Warum angeblich? Weil fast jeder der mitreisenden Textjournalisten den Fotografen schon am Flughafen fragt, ob er Ersatzbatterien dabei habe, er selbst habe nämlich vergessen, sich welche für sein Diktiergerät zu besorgen. Deshalb habe ich angeblich keine dabei. Sonst sind sie gleich weg und werden nie ersetzt. Übrigens, die Kollegen kaufen sich häufig trotzdem keine neuen Batterien, in der Hoffnung, die alten reichen doch noch aus. Wichtig: Notizbuch und Kugelschreiber nicht vergessen.

Die schweren Kameras liegen gut
in der Hand? So redet nur einer,
der sie nicht wochenlang herum-
tragen muss.

Wenn ich Sport fotografiere, benötige ich außerdem ein 2,8/300er- und das 2,8/400-mm-Objektiv. Oft sogar beide. Nach einer Woche hält man das 300er, vom Gewicht her, für ein Weitwinkelobjektiv. Sehr angenehm ist es, wenn der schreibende Kollege eines dieser Objektive trägt. Dafür bekommt er von mir dann doch noch diese Batterien, die ich angeblich gar nicht bei mir habe.

Auf der Henri-Nannen-Journalistenschule lernen die zukünftigen schreibenden Kollegen, wie wichtig es ist, Fotografen bei ihrer Arbeit zu unterstützen. Ein Reporter kann eine Kisch-Preis-reife Geschichte schreiben – sind die Bilder nicht gut, ist die Geschichte gestorben.

In den Koffer packe ich noch zwei kleine Lampenstative für die Blitzgeräte, zwei Blitzschirmchen mit 90 cm Durchmesser, einen Aufheller gold/silber sowie weiß, ein Kamerastativ, ein Einbeinstativ, Ladegeräte für Kamera und Blitzbatterien. Eine unauffällige, kleine Ersatzkamera. Falls man abends zum Essen geht und etwas Unvorhersehbares erleben sollte.

Eine UNAUFFÄLLIGE, kleine Ersatz-
kamera. Falls man abends zum
Essen geht und etwas Unvorher-
sehbares passieren sollte.



Mit VW-Chefdesigner Hartmut Warkuß (hinten) auf Rundflug im Doppelsitzer über Wolfsburg (1998).



Queenstown in Neuseeland – ein Ort, wo man alle verrückten Sportarten der Welt problemlos ausprobieren kann. Die Fotos zeigen Harald Schmitt beim Fallschirmspringen und beim Bungee-Sprung von der Kawaran-Bridge (2000).



Je nachdem, in welches Land ich reise, habe ich meist ein Medizintäschchen mit Einwegspritzen in verschiedenen Größen mit. Gebraucht habe ich es noch nie, aber beruhigt hat es mich doch. Wer weiß, ob es im Notfall vor Ort neue Spritzen gibt. Sonnenöl, Mütze, immer ein Ersatzhemd und mehr Unterwäsche, als man zu brauchen glaubt. Kann ja sein, dass man länger bleiben muss als geplant. Zusätzlich zur normalen Kleidung unbedingt einen Anzug mit Krawatte, falls man unvorhergesehen beim Minister oder Botschafter eingeladen wird. Ich hasse es, wenn Fotografen schlecht gekleidet sind, in verschwitztem T-Shirt und Jeans erscheinen und sich in dieser Uniform der »working class« zugehörig fühlen. Alles Selbstbetrug! Ein Hartz-IV-Empfänger bekommt in sechs Monaten so viel Geld wie mancher Werbefotograf mit einem einzigen Tagessatz.

Beim Diner anlässlich des Staatsbesuchs von Bundespräsident Walter Scheel in Sri Lanka (1977).



Einmal fotografierte ich Loro Piana, den Direktor der führenden Fabrik für exklusive Kaschmirtuche in Italien. Zweimal sagte er mir, ich sei gar kein Fotograf. Die seien anders gekleidet, träten anders auf. Ich nahm das Kompliment gern an.

Einmal, vor langer Zeit, fotografierte ich bei der Armee in Rhodesien (heute Simbabwe) einen jungen BBC-Reporter. Der hatte Soldaten auf Patrouille eine Woche lang begleitet, zu Pferd, ohne Zelt. Eine Stunde nach seiner Rückkehr erschien er gewaschen und rasiert trotz der Hitze im Anzug zum Abendessen. So geht's auch. Wieso der Bursche nicht schwitzte, habe ich nie verstanden. Ich glaube, die lernen das in Oxford.

Diese letzten Anmerkungen liegen mir am Herzen. Sie mögen altmodisch erscheinen, Umgangsformen sollten jedoch nicht altmodisch werden.

»Embedded« bei den Truppen in Rhodesien, dem späteren Simbabwe (1976).







Harald Schmitt spendet Blut für eine gute Sache. Nicht nur beim Roten Kreuz, sondern auch beim Grünen Kreuz. Krankenschwester Anam Eshlasy vom Krankenhaus in Peshawar sammelt Blut für afghanische Flüchtlinge (1988).

Bild links: in Kambodscha, März 1975.





*Im Oman mit dem
stern-Kollegen Joachim
Rienhardt (2008).*

Was ich sonst noch dabeihabe?

Meine analoge 6x7-Mamiya, die ich viel zu selten benutze.

Ganz selten meine 4x5-Inch-Linhof.

Normalerweise eine von vier der bereits erwähnten Domke-Taschen. Bei Sportfotos immer einen Fotorucksack. Der trägt sich leichter, ist aber unhandlich, da man nicht so schnell an die Wechselobjektive kommt.

Keinen silberfarbenen Metallkoffer – viel zu auffällig. Wie eine Einladung: Klaut mich!

Bei manchen Terminen eine komplette Bowens-Blitzanlage mit Lichtwannen, Schirmen, Stativen, Verlängerungskabel, Blitzbelichtungsmesser und Puder mit Quaste für die Damen.

Nicht zu vergessen den Apple-Laptop mit Kabel, internationalem Adapter, Card-Lesegerät, Maus, Brille.

Ach ja, das Ganze natürlich ohne Assistenten. Nicht aus Geiz, sondern aus Gewohnheit. Das Team sollte so klein wie möglich sein. Texter und Fotograf, das ist ideal. Man bekommt im Lokal nicht den Katzentisch und hat immer jemanden zum Plaudern. Erfährt andere Ansichten, tauscht sich aus, sucht gemeinsam nach neuen Ideen. Hauptthema ist immer die Reportage, an der man arbeitet. Wie können wir die Geschichte besser machen, was fehlt noch? Wollen wir uns morgen trennen, dann kann ich in Ruhe mein Foto suchen und du führst die Hintergrundgespräche? Zu dritt ufert das Gespräch leicht aus, man schwatzt mehr und kann sich nicht einigen, ob man beim Italiener isst oder doch beim Chinamann.



Mit Kindern auf Sansibar (2006, Foto: Stéphanie Souron).



Kapitel 11

Im Paragrafendschungel

Die Tücken im Persönlichkeits- und Urheberrecht



Schleswig-Holstein – Urlauber suchen Schutz vor dem Wind auf Hallig Hooge (1987).

Die Rechtslage für Fotografen ist unglaublich kompliziert geworden. Was erlaubt ist und was nicht, steht häufig nicht fest. Und für Klarheit sorgt so manches Mal erst ein Gericht. Solche Konflikte kosten in jedem Fall Zeit, Nerven und Geld. Und sie haben für alle davon Betroffenen Konsequenzen.

Wer annimmt, solange der Abgebildete nicht weiß, was ich mit dem Foto vorhabe, muss ich mir keine großen Sorgen machen, der irrt. Wer ruhig schlafen will, sollte sich unbedingt Gedanken darüber machen – vorher. Früher hieß es unter Journalisten: »Ausland ist da, wo es keine Gegendarstellung gibt.« Doch durch die weltweite Vernetzung erfährt die Person auf dem Foto selbst in Indien, was über sie geschrieben und dass sie ungefragt abgebildet wurde.

Ich weiß, wenn man für ein Foto bezahlt, dann hat das einen Beigeschmack. Aber die Erfahrung lehrt: Manchmal geht es nicht anders. Benötigen Sie etwa Fotos von Prostituierten in der Herbertstraße in Hamburg-St. Pauli, sollten Sie mit ihnen dafür einen Preis aushandeln und offen sagen, wozu Sie die Fotos verwenden wollen. Und versäumen Sie bloß nicht, sich eine lesbare und unterschriebene Quittung ausstellen zu lassen mit dem Vermerk, in welcher Zeitschrift und zu welchem Thema die Fotos erscheinen sollen. Vergessen Sie auch bitte nicht zu zahlen. Sonst droht Ihnen hinterher garantiert ein Prozess.

Vor vielen Jahren machte ich zum Thema Verhütung von Aids eine Reportage über Kondome bei der Firma Blausiegel. Als Hintergrund diente ein Firmenplakat, das eine junge Frau in Ekstase zeigte. Eben diese Frau verklagte anschließend den *stern*, obwohl die Aufnahme doch ein offizielles Werbemittel war, für den öffentlichen Einsatz bestimmt. Das Foto aber war schon mehrere Jahre alt. Die abgebildete Frau arbeitete inzwischen in einer seriösen Firma. Sie hatte Sorge, dass man sie im *stern* erkennen und es sie den Job kosten könnte.



Aus Angst vor Ansteckung durch Aids sind Kondome wieder gefragt (1987).

Ein anderes Mal, bei einer Reportage in Schleswig-Holstein, fotografierte ich eine Familie in Badesachen, die hinter einem Heustapel lag, um sich vor dem starken Wind zu schützen. Das Foto passte wunderbar zum Thema. Ich hatte die Doppelseite schon vor Augen, doch ich machte mir Sorgen, die Familie könnte ihr Einverständnis verweigern, wenn ich zu viel verriet. Also stellte ich mich als Journalist vor und fragte nur beiläufig, ob sie etwas gegen ein Foto hätten. Nein, hatten sie nicht. Das Foto erschien tatsächlich als Doppelseite.

Dann kam der Anruf. Ja, ich hätte mich zwar als *stern*-Fotograf vorgestellt, aber nicht gesagt, dass das Foto so groß abgedruckt würde. Der Urlaub sei schließlich teuer gewesen – ob sich der Verlag nicht an den Kosten beteiligen wolle ...

In beiden Fällen hat man sich außergerichtlich geeinigt.

Ich hatte das Glück, fest angestellter Fotoreporter zu sein. Heutzutage kommen Sie als Fotograf für Prozess- und andere Folgekosten selbst auf. Viele Verlage lassen sich in ihren Verträgen im Kleingedruckten bestätigen, dass Sie vorher alle Genehmigungen eingeholt haben. Dass alle Fotos später ohne Beanstandungen gedruckt werden können – Sie haften also. Die Redaktionen halten sich bei Klagen an Sie!

Besonders bei Kindern in Kindergärten und Schulklassen ist Vorsicht geboten. Bei Minderjährigen ist eine schriftliche Erlaubnis der Eltern für das Foto unbedingt nötig. Die muss Ihnen vorliegen, wenn Sie Probleme vermeiden wollen. Und Sie werden dabei erleben, dass es nicht einfach ist, Kindern klarzumachen, warum Sie bis zum nächsten Tag fünfzig von allen Eltern unterschriebene Zettel brauchen. Und dass dreißig Kinder vergessen, ihre Eltern zu informieren. Bitten Sie also besser gleich Lehrer oder Erzieher um Unterstützung.

Selbst bei professionellen Models benötigen Sie ein »model release«, die Einverständniserklärung, in der steht, wann und wo das Foto veröffentlicht wird oder welche Publikation dabei ausgeschlossen werden muss. Sonst droht gewaltiger Ärger – auch wenn Sie das Model honoriert haben.

Selbst wenn Sie verheiratet sind und Ihren Partner im Bad oder sonst wo fotografieren: Stellen Sie dieses Foto nicht ohne Erlaubnis ins Internet, etwa in ein Netzwerk wie Facebook. Und glauben Sie bloß nicht, Sie könnten sich das leisten. Sie werden unter Umständen erfahren, wie teuer so etwas werden kann.

Fotografieren Sie einen Prominenten in seiner Wohnung oder seinem Büro, und im Hintergrund hängt sichtbar ein Gemälde oder da steht eine Plastik, so sind Sie verpflichtet, im Bildtext den Künstler zu erwähnen. Sonst kann das böse Folgen haben.

Die Ausstellungssäle von Museen: großes Problem! Selbst wenn Sie zuvor eine Fotoerlaubnis erworben haben sollten, sind Reproduktionen von Gemälden oder Statuen nicht zulässig. Übrigens, kein Scherz: Gilt auch bei Aufnahmen ohne Blitzlicht. Das Recht zur Veröffentlichung muss schriftlich eingeräumt werden. Manche Museen haben eigene, sehr gute Reproduktionen im Archiv, die sie gegen Honorar zur Veröffentlichung freigeben.

Selbst Museen von außen, Schlösser und manche spektakulären Neubauten sind nicht schon deshalb ohne Erlaubnis zur Veröffentlichung frei, weil sie im Freien stehen. Auch nicht nach Kauf einer Eintrittskarte. Die Verwaltung hat das Hausrecht. Und da viele Betreiber und Besitzer chronisch knapp bei Kasse sind, versuchen sie, bei ungenehmigten Veröffentlichungen ein paar Euro zusätzlich zu erwirtschaften. Architekten wollen als Erschaffer des Bauwerks im Bildtext genannt werden. Das Recht dazu haben sie.

Fotos von Brücken und Bahnhöfen sorgen in vielen Ländern immer noch für Verdruss. Ich weiß nicht, wie gut Ihr Arabisch ist, aber wenn Sie erklären müssten, dieses Verbot sei im Zeitalter von Google Earth sinnlos, sollten Sie schon sehr überzeugend auftreten und nicht stottern. Oder besser gleich zwanzig Dollar zücken. Sitzen Sie erst im Polizeifahrzeug und werden aufs Revier geschafft, könnten Sie erleben, dass es beim Vorgesetzten viel teurer wird.



Kapitel 12

Goldgräber am Amazonas

Was ist ein Leben wert?



Erfahrungssache: Der Totengräber von Itaituba hat immer zehn Gräber vorbereitet. Denn in dieser Stadt, einer der gefährlichsten der Welt, ist es nur eine Frage der Zeit, wann die nächsten Leichen angeliefert werden (1983).

»Bist du gesund?«, fragte mich Frank Müller-May, der Leiter der Foto-redaktion, um gleich darauf auf das eigentliche Thema seines Anrufs zu kommen: »In São Paulo gehen die Bewohner der Favelas auf die Straße und plündern, weil die Lebensmittelpreise so enorm gestiegen sind. Danach fliegst du weiter in den Dschungel des Amazonas zu einer Goldgräbergeschichte. Du musst dich beeilen. Dein Kollege Hans-Joachim Löwer hat schon gebucht. Du hast nur noch sechs Stunden bis zum Abflug.«

Ich wusste, dass Hajo Löwer, der Kollege vom Auslandsressort, zwar perfekt Spanisch sprach, aber nicht so gut Portugiesisch. Worüber wir genau berichten sollten, erfuhr ich von ihm erst im Flugzeug. Es klang heikel. Angeblich hatte es Tote gegeben.

Nach der Ankunft erfuhren wir, dass sich die Lage in São Paulo beruhigt hatte. Es reichte gerade noch für eine kleine Nachrichtengeschichte am Ende des Magazins. Damals wurden die belichteten Filme noch per Luftfracht nach Hamburg geschickt, was erhebliche Zeit kostete. Der Aufstand der Arbeitslosen war am Erscheinungstag der Ausgabe praktisch vorbei.

Nun sollte es nach Manaus im Norden Brasiliens gehen. Dort trafen wir unseren Übersetzer Sandro, einen Brasilianer mit Schweizer Mutter, der einen sehr angenehmen, zuverlässigen Eindruck machte. Hajo hatte schon mal mit ihm gearbeitet.

Sandro als Großstädter bestand darauf, dass wir zuerst einen Tropenmediziner aufsuchten, der uns über Schlangen aufklären sollte. Jeder bekam eine Spritze mit dicker Nadel und den Hinweis: Falls wir gebissen würden, sollten wir erst einmal mit der Nadel ein zwei Zentimeter großes Loch in die Haut rund um die Bissstelle stanzen, bevor wir uns die Spritze setzen. Und dann so schnell wie möglich ein Krankenhaus aufsuchen. Sei die Schlange klein und grün, könnten wir uns das mit der Spritze und dem Krankenhaus auch sparen, weil es sich nicht mehr lohne. Wir hätten dann nur noch zwanzig Minuten Zeit, das Nötigste zu regeln. Gut, dass wir darüber gesprochen hatten ...

Mit einem kleinen Passagierschiff fuhren wir drei Tage den Rio Tapajós flussaufwärts. Wir lagen den ganzen Tag mit wild aussehenden Männern dicht gedrängt in Hängematten, des einen Kopfende neben des anderen Fußende, damit alle etwas mehr Bewegungsfreiheit an Bord bekamen. Einer der Abenteurer hatte nichts dagegen, dass wir ihn in den Dschungel begleiteten.

So erreichten wir das »Garimpo«, die Goldgräbersiedlung Goiano am Rio Marupa, einem Nebenfluss des Tapajós. Die Goldsucher lebten teils mit ihren Familien am Rand einer kleinen Landebahn, die Raimundo Rodriguez Silva in den Urwald hatte schlagen lassen. Dieser Mann verdiente als Einziger hier richtig Geld. Ihm gehörten die auffälligen Häuser, das »Hotel« und ein Laden. Die Prostituierten hatten ein eigenes Haus von ihm gemietet. Wahrscheinlich mussten auch sie ihn mit Gold bezahlen – alles wurde mit Gold bezahlt, ob Mädchen, Lebensmittel, Medikamente, Jeans, Messer oder Munition. Mit einer altmodischen Balkenwaage wog er das Gold ab und verrechnete die dem Goldsucher zustehende Summe mit dem, was der an Lebensmitteln, Munition und Alkohol eingekauft hatte. Viel blieb keinem der Männer übrig.

Worüber wir genau berichten
sollten, erfuhr ich von ihm erst
im Flugzeug. Es klang heikel.



Der Goldsucherplatz »Garimpo« Goiano mit der kleinen Landebahn, die der Unternehmer Raimundo Rodriguez Silva in den Urwald schlagen ließ (1983).

Der Lebensmittelhändler Raimundo Rodriguez Silva (r.) wird mit Goldkörnern bezahlt, und er kauft auch Gold auf (1983).



Die Goldsucher kamen aus den unterschiedlichsten sozialen Schichten und Gegenden Brasiliens. Es gab unter ihnen Rechtsanwälte, Beamte, Arbeiter. Alle träumten sie vom großen Goldfund. Gerüchte machten die Runde, dass jemand an dieser oder jener Stelle angeblich einen riesigen Klumpen entdeckt hatte. Keiner wusste etwas Genaues. Selbst wenn jemand Gold in großer Menge gefunden hatte, würde er es doch kaum verraten. Das war viel zu gefährlich. Messer und Gewehr saßen locker. Wer Blut an den Händen hatte, wurde respektiert. Niemand wurde an die Polizei verraten. Konflikte regelten die Garimpeiros untereinander. Wer dem anderen ein Ei klaute, wurde erschossen. Diebe wurden nicht geduldet, Mörder schon. Eine brutale, einfache Ordnung, die zu funktionieren schien. Genau deshalb, des Abenteuers wegen und in der Hoffnung auf Reichtum, hatten sie ja ihr altes Leben in der Stadt verlassen. Statt arbeitslos zu sein, waren sie zu selbstständigen Kleinunternehmern geworden, jeder eine Ich-AG.

Goldsucher mit seinem Gewehr im »Garimpo« Goiano. Wer ein Ei stiehlt, wird erschossen. Mörder genießen hohen Respekt, werden selten gefasst und nie verraten (1983).



Fernando, einer der beiden Polizisten, lag gerade mit einem Mädchen in der Hängematte, als wir ihn in der Polizeistation besuchten. »Kein Foto!«, zischte er sofort. Es war eine traumhafte Szene, doch ich wusste auch: nicht den Helden spielen. Es konnte die Gesundheit kosten. Auch Sandros gutes Zureden half nichts. Später bekam ich ganz ohne Ärger ein Foto, als sich die Mädchen im Bach wuschen.



Fernando, einer von zwei Polizisten im »Garimpo« Goiano, mit einer Freundin (1983).



Einige Prostituierte bei der Körperpflege am Fluss (1983).

Es war eine traumhafte Szene,
doch ich wusste auch: nicht den
Helden spielen. Es konnte die
Gesundheit kosten.

Wir übernachteten in einer Art größerem Hühnerstall, Hotel genannt, lagen neben den Goldsuchern in unseren Hängematten. Das einzige, kleine Fenster des Raumes wurde nachts geschlossen, wodurch es rasch stickig heiß wurde. Auf die Frage, ob wir nicht bei offenem Fenster schlafen könnten, gab es von den Einheimischen nur Kopfschütteln. Nachts kämen Tausende von Flughunden, den Fledermäusen ähnlich, aus dem Dschungel. Sie hätten extrem spitze Zähne. Wer tief schlafe, bemerke ihren Biss kaum. Die Tiere seien so zahlreich, dass man in einer Nacht viel Blut verlieren könne. Also müsse das Fenster unbedingt geschlossen bleiben.

Die Goldsucher gaben im Schlaf die seltsamsten Laute von sich. Schnarchen, okay – aber diese Geräusche? Was hatten die bloß? Wie wir bald erfuhren, litten fast alle an Malaria. Die Medikamente, die sie teuer bezahlten, halfen ihnen nicht, denn es waren wirkungslose Placebos. Sie waren dem Tod näher, als sie ahnten.

Malariaimpfung im Urwald: Oft sind die Medikamente nicht echt und haben keine Wirkung, werden aber teuer verkauft (1983).



Der 34-jährige Ceará hatte seine Goldfunde krisensicher in seine Zähne investiert. Wenn er lachte, glänzte und strahlte es aus seinem Mund. Im schrecklichen Kontrast dazu sein ausgemergelter Körper. Er hatte viel Blut durch die Flughunde verloren.



Der Goldsucher Ceará hat sein Geld gut angelegt: in Goldzähne. Er ist so dünn, da er nachts von zahlreichen Fledermäusen gebissen wurde und viel Blut verloren hat (1983).

Einige Garimpeiros lebten mit ihren Familien im Camp. Die Frauen kochten, kümmerten sich um die Kinder, und die Männer gruben nach Gold. Ihre Wohnungen bestanden aus einem gemauerten Sockel, Wände und Dächer aus Astwerk. An Einrichtung war alles Nötige da, auch Kühlschränke.

Sandro, unser Übersetzer, bekam es im Laufe der Zeit mit der Angst. Er hatte blondes Haar und einen sportlich trainierten Surferkörper. Die Prostituierten wurden immer aufdringlicher, strichen ihm übers Haar, schmiegt sich an ihn, sagten ihm, dass sie auf ihn warteten. Er wusste, es fehlte nicht viel, und die Männer würden ihn dafür umbringen. Die Mädchen gehörten ihnen.

Tagsüber fuhren wir zu den Plattformen der Goldgräber. Der Besitzer der Plattform beanspruchte für seine Investition siebenzig Prozent des Gewinns. Den Rest teilte sich jeweils ein Drei-Mann-Team. Einer tauchte in den Fluss – ob er überhaupt schwimmen konnte, war dabei nebensächlich – und hielt ein Saugrohr in den Schlamm. Von der Plattform wurde er mit Luft versorgt. Der abgesaugte Schlamm wurde derweil von den beiden anderen nach Goldkörnern durchgeseiht. Der Mann im Fluss träumte sicher von Reichtum und fürchtete sich zugleich davor: Saugte er viel Gold an, würden sie ihm einfach die Luft abdrehen. Dann müssten sie ihren Anteil nicht mehr mit ihm teilen.

Zurück im Camp, winkte der Händler Raimundo unseren Sandro heran. In zwei Stunden würde eine kleine Cessna landen, die nach Itaituba weiterflog. Wir sollten auf jeden Fall damit verschwinden, er werde das organisieren. Ihm war zu Ohren gekommen, dass wir in dieser Nacht umgebracht werden sollten. Einer der Garimpeiros hatte erzählt, wir seien deutsche Geheimpolizisten, die in einem Mord ermittelten. Besser, es gäbe uns nicht mehr, wir brächten nur Ärger.

Wir fragten ihn, was das denn für ein dummer Einfall sei, dass deutsche Polizisten nach Brasilien geschickt würden. Raimundo wehrte nur ab, riet uns, so schnell wie möglich abzuhausen und nicht mehr lange nach dem Sinn oder stichhaltigen Erklärungen zu fragen. »Was ist euch wichtiger?«



Eine Goldsucher-Plattform am Rio Marupa (1983).

Der Besitzer einer »Balsa« (Plattform) erhält 70 Prozent des Gewinnes. Die drei Arbeiter teilen sich den Rest. Einer taucht ab, kann oft nicht schwimmen und hält ein Saugrohr in den undurchsichtigen Schlamm. Die zwei Kollegen durchsuchen den Schlamm nach Goldkörnern. Wird eine größere Menge gefunden, wird dem Taucher oft die Luft abgedreht. Danach kann durch zwei geteilt werden (1983).



So landeten wir wenig später in Itaituba, damals eine der gefährlichsten Städte der Welt. Jeden Tag wurden hier Menschen ermordet. Wir suchten den Totengräber auf dem Stadtfriedhof auf, Rodriguez hieß er, der immer vorsorglich zehn Gräber ausgehoben hatte, für alle Fälle.

Danach machten wir uns auf den Weg zum Postamt, um ein Ferngespräch nach Hamburg anzumelden, um in der Redaktion Bescheid zu geben, wo wir steckten. Man würde dann auch unsere Angehörigen beruhigen. Wir mussten sechs Stunden auf die Verbindung warten. Und erfuhren dann, wir sollten auf direktem Weg weiterfliegen. In Südamerika war ein mit Waffen voll beladenes libysches Flugzeug aufgebracht worden. Hajo und Sandro machten sich sofort auf den Weg. Ich hatte noch etwas zu erledigen.

Wer sich in Deutschland eine Goldmünze, einen Ring, ein Schmuckstück kauft, denkt nicht darüber nach, wie das Gold dafür gewonnen wurde. Das wollten wir mit unserer Geschichte ändern. Mir fehlte das Schlussbild, das Foto eines getöteten Garimpeiros. Ich wollte zeigen, wie wenig deren Leben wert war.

Itaituba, die gefährlichste Stadt der Welt (1983).



Ich quartierte mich in einer kleinen Pension ein, um auf dem Sprung zu sein, wenn in der Nähe Schüsse fielen. Danach fuhr ich jedes Mal mit dem Taxi zum Friedhof, um mich nach Todesopfern zu erkundigen. Rodriguez schüttelte den Kopf. Wir verstanden uns auch ohne viele Worte. Er wunderte sich. Er konnte sich nicht erinnern, wann er das zuletzt erlebt hatte: vier Tage ohne einen einzigen Toten! Am fünften Tag bekam ich, worauf ich gewartet hatte: ein namenloses Mordopfer, blutüberströmt im Sarg. Ich konnte nach Hause fliegen.

Zynisch finden Sie das? Stimmt. Aber ohne solche drastischen Bilder hätte kaum jemand hier erfahren, was tatsächlich geschah und dass es uns etwas anging. Wir durften davor nicht die Augen verschließen, durften nicht wegsehen und uns in unserer heilen Welt nur noch mit eigenen Problemen beschäftigen. Die Wirklichkeit zu zeigen und für Erschütterung zu sorgen, das war das Mindeste, was ich als Fotoreporter tun konnte.

Auf dem Friedhof von Itaituba werden fast täglich erschossene oder erschlagene Garimpeiros angeliefert. Oft weiß niemand, wie sie heißen oder wo sie herkommen (1983).





Kapitel 13

World Press Photo Award

In einer Sekunde entscheidet sich alles



*Ea Sola Dance Compagnie beim
Tanz in Ho-Chi-Minh-Stadt in
Vietnam (1997)
World Press Photo 1998, 2. Preis,
Kategorie Kunst.*

Welcher Berufsfotograf träumt nicht davon, einmal zusammen mit berühmten Kollegen wie James Nachtwey, Jan Grarup, Jodi Bieber oder Stanley Greene in Amsterdam auf der Bühne und hinterher im Gespräch an der Bar zu stehen? Von Du zu Du, von Gleich zu Gleich. Der Ministerpräsident der Niederlande überreicht die Auszeichnungen. Außer der Jury sind die Botschafter aus den Ländern der teilnehmenden Fotografen anwesend, die Chefredakteure, Artdirectors sowie Bildredakteure aus der ganzen Welt. Die Plätze im Saal sind ein Jahr im Voraus ausverkauft. Die Siegerfotos werden für das Publikum auf eine Riesenleinwand projiziert und mit Musik unterlegt. Die Ausstellung wird anschließend in 100 Städten in 45 Ländern gezeigt. Es ist so etwas wie die jährliche Oscar-Verleihung für Fotografen.

Es ist eine Ehre, die nur wenigen zuteil wird. Die Konkurrenz ist riesig. Jedes Jahr wächst die Zahl der Einsendungen. 2010 waren es beispielsweise 101 960 Fotos von 5847 Fotografen aus 128 Ländern. Seit 2009 sind sämtliche Einsendungen digital. Es hatte zuletzt kaum noch analoge Fotos gegeben. Die Chance auf einen der Preise ist äußerst gering. Interesse, das Gegenteil zu beweisen? Nur keine Scheu, aber müllen Sie die arme Jury nicht mit ihren Urlaubsbildern zu.

Die Aufnahmen werden in unterschiedliche Kategorien eingeteilt: Nachrichten, tägliches Leben, Sport, Porträt, Kunst usw. Sie dürfen nicht bearbeitet sein, abgesehen von dem, was beim Vergrößern in einem Labor geschieht; aufhellen, abdunkeln, den Kontrast verstärken, aber keine Veränderungen am Bild. Wer dabei erwischt wird, was schon ein paar Mal vorkam, wird disqualifiziert. Der Verlust ist enorm.

*Untergang der Fähre »Herald of Free
Enterprise« in Zeebrugge (1987)
World Press Photo 1988, 3. Preis,
Kategorie News Features.*



Seit 1955, dem Gründungsjahr des World Press Photo Award, trifft sich die Jury Anfang jeden Jahres für zwei Wochen in Amsterdam. Ihr gehören namhafte Fotografen und Bildredakteure aus zahlreichen Ländern an. Mein Kollege Volker Lensch, einer der beiden Leiter der *stern*-Bildredaktion, war schon mehrfach Mitglied der Jury. Von ihm habe ich den Ablauf erfahren. Die Juroren sind gewöhnt, Bilder schnell zu sichten und zu beurteilen. Trotzdem sind die Belastung und der Anspruch riesig, 100 000 Aufnahmen fair zu beurteilen. Jedes Foto wird auf eine Großleinwand projiziert, für etwa eine Sekunde. Das muss genügen, um seine Qualität auszuspielen, zu wirken, haften zu bleiben. Auf den Punkt gelungen muss es sein, sonst fällt es durch. Es werden keine Bildtexte vorgelesen. Das Bild muss für sich sprechen.

Im Jahr 2010 waren es allein in der Kategorie Nachrichten 70 000 Einsendungen. Daher erscheinen die Aussichten unvergleichlich besser in einer anderen Kategorie, etwa im Sport. Dort ist die Konkurrenz nicht ganz so groß.

Eine Vorjury sichtet die Einsendungen, 2010 wurden so 90 000 Fotos vorab aussortiert. Dann beginnt der Endspurt mit der Hauptjury. Von da an geht es etwas ruhiger zu. Es sind ja jetzt nicht mehr so viele Fotos. Auf Nachfrage wird zur Orientierung manchmal sogar ein Bildtext vorgelesen.

*Indiens Premierministerin
Indira Gandhi, der »eiserne
Schmetterling« genannt;
World Press Photo 1976,
1. Preis, Kategorie Porträt.*



Für die Endauswahl nimmt man sich deutlich mehr Zeit. Es werden Punkte vergeben. Jurymitglieder, die befangen sein könnten, weil zum Beispiel ein Foto ihres Magazins in der Auswahl ist, teilen das mit und enthalten sich der Stimme. Bei Gleichstand entscheidet der Juryvorsitzende.

In jeder Kategorie sind drei Preise zu vergeben. So haben am Ende mehr als sechzig Fotografen die Chance zu gewinnen, immerhin.

*Musik der Aka-Pygmäen in der Zentralafrikanischen Republik (2001)
World Press Photo 2002, 3. Preis, Kategorie Kultur-Serie.*



Unter den Siegerfotos wird das »Foto des Jahres« gekürt. Dafür gibt es außer einer Medaille auch eine Geldprämie. Früher zeigte das Siegerfoto meist grausige Szenen aus einem Krieg oder von einem Naturereignis. Das hat sich geändert. Seit ein paar Jahren wird nicht nur auf das Ereignis Wert gelegt, sondern auch auf Bildauffassung und Aussage. Es gibt Siegerfotos, denen der erfahrene Betrachter ansieht, dass der Fotograf schon bei der Aufnahme an eine World-Press-Teilnahme gedacht hat.

Ich selbst mag den Wettbewerb sehr gern. Teilnehmen kann jeder Berufsfotograf, selbst von der kleinsten Lokalzeitung in der Mongolei. Außer der Preisverleihung fördert die Stiftung die Ausbildung von Fotografen in den Ländern der Dritten Welt und vergibt Stipendien, ohne Ansehen der Herkunft. Schließlich die Masterclass: Aus weltweit vorgeschlagenen Fotografen sucht eine Jury zwölf aus. Sie werden eine Woche lang von Bildredakteuren, Galeristen, Fotografen und Blattmachern intensiv geschult, um ihnen die Tricks und Kniffe der Branche beizubringen.

Teilgenommen habe ich schon oft. Es schult die Wahrnehmung. Ich lege dazu Fotos von besonders wichtigen Reportagen übers Jahr zur Seite. Um die Weihnachtszeit mache ich mich an die Endauswahl. Überlege, was so gut gelungen und eindrucksvoll ist, dass es über den Tag hinaus Bestand hat. So fällt schon mal mindestens die Hälfte der Vorauswahl weg. Übrig bleiben manchmal nur eine Geschichte oder drei Einzelfotos. Manchmal auch gar nichts. Zwei wirklich gute Fotos im Jahr, das ist schon ein ordentlicher Schnitt.

Teilgenommen habe ich schon oft.
Es schult die Wahrnehmung. Ich
lege dazu Fotos von besonders
wichtigen Reportagen übers Jahr
zur Seite.





Neben dem World Press Photo Award sind noch zwei angesehene Wettbewerbe zu nennen:

Der Pulitzer-Preis wird jährlich von der Pulitzer-Journalistenschule an der New Yorker Columbia Universität für herausragende journalistische Arbeiten vergeben. Prämiert werden geschriebene Reportagen, Fotos, Bücher, Musikaufnahmen. Der Preis ist mit 10 000 Dollar dotiert.

Prestigeträchtig, besonders bei Verlagen, sind die Preise des Art Directors Club für Deutschland. Hier wird nicht nur das einzelne Foto bewertet, sondern die gesamte Geschichte, ebenso die Gestaltung, das Layout. Jede Einreichung muss extra bezahlt werden. Das sorgt für eine am Ende überschaubare Zahl an Einsendungen. Denn es tritt nur noch an, wer risikofreudig ist, vorausgesetzt, der Fotograf selbst oder seine Zeitung bzw. Zeitschrift hat das Geld dazu. Die Erfahrung zeigt allerdings auch: Viel hilft viel. Investiert ein Verlag in eine hohe Zahl Einsendungen, ist ein Erfolg wahrscheinlich.

*Palästinenserführer
Jassir Arafat in Beirut (1974)
World Press Photo 1975,
3. Preis, Kategorie Porträt.*





Kapitel 14

Der schönste Beruf der Welt

... und seine unvermeidlichen Nachteile

*stern-Fotoreporter Harald Schmitt bei
den Olympischen Spielen 2008 in Peking
(Foto: Thorsten Baering).*



Was den Beruf des Fotoreporters zum schönsten der Welt macht? Wir kommen in der Welt herum, lernen Hunderte interessanter Menschen kennen, erleben Abenteuer – und bekommen auch noch Geld dafür! Ich habe in all den Jahren mit niemandem tauschen wollen. Hatte nie Ambitionen, an den Schreibtisch in der Bildredaktion zu wechseln oder wegen der hohen Gagen als Werbefotograf zu arbeiten. Reporter zu sein ist eine Lebenseinstellung.

Was benötigt man an Ausrüstung? Mindestens eine funktionierende Kamera mit mindestens einem guten Objektiv. Ob digital oder analog, Kleinbild, DX-Format, 6x6 oder Großbild – vollkommen egal. Entscheidend ist das Ergebnis. Ob man lieber im wunderbaren, altmodischen 6x6-Format arbeitet oder das schnelle Kleinbildformat vorzieht, merkt man bald selbst. Es ist eine Sache des Temperaments. Mir lag das Kleinbildformat immer am Herzen, seit ich mir 1969 meine erste eigene Nikon kaufte. Ich verwende gern extreme Objektive, starke Weitwinkel- oder

*Mit Ehefrau Annette Stams-Schmitt und Harald Schmidt
(Foto: Jürgen Joost, 1999).*



lange Teleobjektive. Leider, wie ich zugeben muss, benutze ich viel zu selten das Normalobjektiv. Es erzieht zum bewussten Schauen, zum bewussten Bildaufbau. Der Fotograf arbeitet sozusagen ohne Gimmicks.

Sehr früh schon bin ich auf digitale Fotografie umgestiegen und habe es nie bereut. Mein Kollege Volker Hinz arbeitet seit Jahren ausschließlich mit seinen Hasselblads. Er beherrscht sie aus dem Effeff. Er schiebt das Fotografieren auf Film so lange hinaus wie irgend möglich. Der Film hat für ihn noch etwas Reales, etwas von besonderem Wert. Digitalfotos hält er für Massenware. Die Achtung vor dem Bild gehe verloren, wenn man es nicht mehr anfassen könne, digitale Daten auf dem Chip, alles nur noch virtuell.

Für ebenso wichtig wie eine gute Kamera halte ich eine stabile Beziehung. Die Kontakte mit Angehörigen und Freunden leiden, wenn man häufig und lange unterwegs ist. Konzert, Oper, Theater oder ein Besuch mit dem Patenkind im Stadion – nichts davon lässt sich auch nur mittelfristig planen. Es kommt garantiert ein Auftrag dazwischen. Patenkin-der haben dafür selten Verständnis, Partner oder Partnerin hoffentlich schon, die dann mit Glück eine andere Begleitung finden.

Wer von einem Einsatz aus Krisengebieten heimkommt, braucht einen vertrauten Zuhörer. Damit man die Erlebnisse aus dem Kopf kriegt, sie bespricht und mental verarbeitet, sonst wird man verrückt. Kollegen eignen sich dafür nicht so gut, denn die haben mit sich selbst genug zu tun. Auch der Stammtisch ist für wirklich einschneidende Erlebnisse nicht der passende Ort. Dort geht es um Fußball, Autos, Frauen, Männer. Was einem zu Herzen geht, gehört dort nicht hin. Oder man hat keines.

Der Beruf des Fotoreporters macht einen zum Egoisten. Der nächste wichtige Termin beschäftigt einen schon Tage vorher. Was erwartet mich, welche Ausrüstung nehme ich mit? Genügend Batterien, Ersatzakkus, Speicherkarten? Werde ich einen Schlafsack brauchen? Hat der Mann vor Ort die richtigen Kontakte, oder hat er sich nur wichtig gemacht? Werde ich mit dem Kollegen, der mitreist, gut auskommen? Passen unsere Temperamente auch zueinander?

Den Koffer packe ich sehr früh, lege alles, was wichtig sein könnte, Tage vorher geordnet zurecht. Fällt mir Sonnenschutz ein, lege ich ihn dazu. Beim Packen stelle ich häufig fest: Ich habe zu viel Zeug. Dann reduziere ich. Etwas wirklich Wichtiges habe ich so noch nie vergessen.

Das ist die Zeit, in der ich meiner geduldigen Frau nicht mehr richtig zuhöre. Probleme? »Keine Zeit, Schatz. Ich muss mich noch vorbereiten. Du schaffst das alleine. Ging doch bisher auch immer.«

Komme ich zurück, hinkt die Seele oftmals noch hinterher. Steht unmittelbar danach der nächste Termin an, kann ich nicht ohne Weiteres abschalten, umschalten. Dann blaffe ich meine Frau an, warum diese oder jene Überweisung noch nicht erledigt wurde, obwohl es doch um mein Konto geht, oder warum sie sich ausgerechnet heute mit Freunden verabredet hat. Ich würde lieber vor dem Fernseher abhängen. Das kostet Nerven. Erst nach ein paar freien Tagen bin ich wieder aufmerksam und ganz ich selbst.

Mit Bruno Manser auf Borneo. Wegen seines Engagements gegen die Abholzung des Regenwaldes hatte die malaysische Regierung 50 000 Dollar auf den Kopf des Umweltaktivisten ausgesetzt (1987).



Der dritte mir wichtige Punkt: ein gesunder Magen. Wenn ich privat unterwegs bin, behaupte ich, keinen Fisch zu mögen. Bin ich dagegen beruflich unterwegs, esse ich alles, was die Einheimischen essen. Sogar Fisch, gefüllte Fischmägen oder Tiere, deren Spezies von Zoologen noch nicht genau bestimmt worden ist. Über das Essen denke ich nicht nach. Es gibt immer etwas. Zugegeben, manchmal muss man darauf warten. Schlecht gegessen habe ich schon so oft, daher bin ich auch schwer zu erschüttern. Ich kenne Kollegen, die von unglaublichen Abenteuern erzählen, aber mit eigenem Müsli und Schlafsack reisen, weil das Essen unterwegs ungenießbar und das Hotelbett nicht sauber sein könnte. Ich bin sicher: Denen sind die wirklichen Abenteuer entgangen.

Bei der Tour de France (1989).





Copyright

Daten, Texte, Design und Grafiken dieses eBooks, sowie die eventuell angebotenen eBook-Zusatzdaten sind urheberrechtlich geschützt. Dieses eBook stellen wir lediglich als persönliche Einzelplatz-Lizenz zur Verfügung!

Jede andere Verwendung dieses eBooks oder zugehöriger Materialien und Informationen, einschliesslich

- der Reproduktion,
- der Weitergabe,
- des Weitervertriebs,
- der Platzierung im Internet, in Intranets, in Extranets,
- der Veränderung,
- des Weiterverkaufs
- und der Veröffentlichung

bedarf der schriftlichen Genehmigung des Verlags.

Insbesondere ist die Entfernung oder Änderung des vom Verlag vergebenen Passwortschutzes ausdrücklich untersagt!

Bei Fragen zu diesem Thema wenden Sie sich bitte an: info@pearson.de

Zusatzdaten

Möglicherweise liegt dem gedruckten Buch eine CD-ROM mit Zusatzdaten bei. Die Zurverfügungstellung dieser Daten auf unseren Websites ist eine freiwillige Leistung des Verlags. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Hinweis

Dieses und viele weitere eBooks können Sie rund um die Uhr und legal auf unserer Website



herunterladen